DER GEIST DER ERHEBUNG VON 1813

Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft zu Posen am 17. März 1913

Von Otto Hintze

Heut vor 100 Jahren erging der Aufruf König Friedrich Wilhelms III. 'An Mein Volk', das lang ersehnte, mit stürmischer Begeisterung aufgenommene Signal zur Erhebung gegen die verhaßte Fremdherrschaft, unter der Preußen, trotz der scheinbaren Unabhängigkeit, seit dem Frieden von Tilsit, also fast sechs Jahre hindurch, geseufzt hatte. Ich darf einleitend in diesem Kreise wohl daran erinnern, daß der Mann, zu dessen Denkmal Sie hier in Posen vor einigen Tagen den Grundstein gelegt haben, Gneisenau, auch der mittelbare Urheber dieser zündenden Kundgebung gewesen ist. Ursprünglich war der Entwurf des Kriegsmanifests dem Staatsrat Ancillon übertragen worden, und dieser hatte einen langatmigen, französisch geschriebenen Aufsatz eingereicht, der voll von Phrasen und Rhetorik, aber ohne alle patriotische Kraft und Wärme war. Wahrscheinlich wäre dieses Schriftstück auch zur Veröffentlichung gelangt, wenn nicht Gneisenau entschieden widersprochen hätte. Er verlangte einen kurzen, kräftigen, volkstümlich gehaltenen Aufruf in deutscher Sprache, und sein temperamentvoller Widerspruch ist die Ursache geworden, daß dann die Aufgabe in die rechten Hände gelegt wurde, in die des Staatsrats Hippel, der sie so trefflich gelöst hat.

Gneisenau war damals einer der freudigsten und hoffnungsvollsten unter den Patrioten; er ist ja überhaupt die lichteste, hochgemuteste, sieghafteste unter den großen Gestalten der Freiheitskriege. Aber wie dunkel es vor der großen Wendung in dieser Heldenseele ausgesehen hat, das beweisen die Worte, die er im Herbst 1812 von England aus schrieb, und die wie eine zürnende Absage an das Vaterland klingen, dessen Kriegsmacht damals Napoleon gegen Rußland Heerfolge leisten mußte, während viele Offiziere den preußischen Dienst verlassen hatten, um unter den russischen oder englischen Fahnen gegen den Unterdrücker der deutschen Freiheit zu fechten. 'Armes Deutschland' — so rief er aus — 'von deinen Fürsten zur Sklaverei gezähmt, können deine redlichsten Söhne künftighin nur für ein fremdes Land fechten!' Er erwartete nichts mehr von den deutschen Fürsten; er meinte, daß ein Fluch auf ihnen ruhe; er machte sich das Wort des Erzherzogs Karl zu eigen, der einmal gesagt hatte: die Welt könne nur errettet werden von einem Manne, der nicht im Fürstenstande geboren sei. Noch im November wollte er das Heil nur darin sehen, daß England Eroberungen in Deutschland mache und den eroberten Landschaften dann Anteil an seiner freien Verfassung gewähre. Der Patriotismus dieser Generation

war ja überhaupt noch mit dem Weltbürgertum vermischt, das eine Frucht der klassisch-humanistischen deutschen Geistesbildung war, und das sich gern dahin wandte, wo die Sonne der Freiheit strahlte; aber wie trostlos mußte doch einem Manne wie Gneisenau damals die Lage des Vaterlandes erscheinen, wenn er dermaßen an seiner Zukunft verzweifeln konnte! Und mit dieser Auffassung stand er nicht allein; sie wurde von vielen Patrioten jener Zeit geteilt; und ihre Entstehung ist leicht erklärlich, wenn man sich die verschiedenen Anläufe und Fehlschläge vergegenwärtigt, die die patriotische Bewegung zur Herbeiführung des Freiheitskampfes in den letzten Jahren durchgemacht hatte, all das Auf und Ab von Hoffnungen und Enttäuschungen, das die Geister erschöpft und mürbe gemacht hatte, so daß sie den Glauben an eine bessere Zukunft verloren.

Schon im Sommer 1808, als die spanische Erhebung ihre ersten großen Triumphe errang, hatte Stein einen allgemeinen Volksaufstand auch in Deutschland, zunächst im nördlichen Deutschland, geplant, der das Joch der fremden Dränger zerbrechen und zugleich eine neue verfassungsmäßige, nationale Staatsordnung begründen sollte. Der König sollte dabei an der Spitze stehen; aber er wäre mehr von der Volksbewegung fortgerissen worden, als daß er sie beherrscht und geleitet hätte. Man gedachte dem Korsen in Deutschland ein zweites Spanien zu bereiten. Eine rührige Agitation war entfaltet worden; in allen Volksschichten begann es zu gären; der dumpfe Haß der Massen, den der Druck der Fremdherrschaft erzeugt hatte, verband sich mit dem Idealismus hochgebildeter Männer, die mit begeisterter Liebe die neue Idee des Vaterlandes ergriffen. Ein Netz von patriotischen Vereinen, voran der Tugendbund, dehnte sich über das Land aus. Inmitten dieser Bewegung, nach allen Richtungen wirkend, stand Stein, damals der Leiter des preußischen Staates, den er zum Vorkämpfer der deutschen Nation zu machen gedachte. Aber seine Stellung wurde seit 1808 unmöglich durch den aufgefangenen Brief, der Napoleon vorzeitig den Plan des Volksaufstandes enthüllte und die Regierung des Königs aufs ärgste kompromittierte. In der Verlegenheit dieser Lage schlossen dann die preußischen Unterhändler, um die Hauptmasse des französischen Heeres loszuwerden, den schlimmen Pariser Vertrag, der die Oderfestungen in Napoleons Hand gab und das preußische Heer auf 42000 Mann beschränkte. Der König versagte sich den Plänen der Patrioten, weil Kaiser Alexander von Rußland an dem Bunde mit Napoleon festhielt und Friedrich Wilhelm III. fest davon überzeugt war, daß nur im Bunde mit Rußland und Österreich die Erhebung gegen Napoleon nicht ganz aussichtslos sei. Stein selbst mußte, verfolgt durch eine Ächtung Napoleons, den preußischen Boden verlassen; seine Pläne sanken in sich zusammen.

Das war der erste Zusammenbruch der patriotischen Hoffnungen, 1808. Ein zweiter folgte bald. Österreich, das damals auf die Bundesgenossenschaft Preußens gerechnet hatte, eröffnete schließlich allein den Kampf gegen Napoleon 1809, und die Schlacht bei Aspern, in der Napoleon zum erstenmal besiegt wurde, schwellte die Hoffnungen seiner Gegner abermals zu den kühnsten Entwürfen. Überall regte es sich in deutschen Landen. Heinrich v. Kleist, damals in

Dresden, schuf in diesem Frühjahr sein mächtiges Kampf- und Rachelied: 'Germania an ihre Kinder', das später 1813 als Flugblatt von Hand zu Hand ging. Er rief alle Deutschen zu den Waffen:

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt ein uferloses Meer
Über diese Franken her!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß,
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis!
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Wie früher die Spanier, so erschienen jetzt die Tiroler als Vorbild der Freiheitskämpfer. Dörnberg, Schill, der Herzog von Braunschweig unternahmen ihre verwegenen Züge, die die Volksphantasie reizten und den patriotischen Dichtern zündende Stoffe gaben.

Aber das alles war nur wie das Aufsteigen einzelner Raketen. Ohne die Erhebung Preußens konnte keine allgemeine Explosion der Volksleidenschaft in Deutschland zustande kommen. Scharnhorst brachte damals die zurückgelegten Pläne einer allgemeinen Bewaffnung wieder vor den König. Gneisenau und andere Patrioten unterstützten ihn. Auch der Minister des Äußeren, Graf Goltz hat damals den König von seinem System abzubringen versucht, das auf den Anschluß an Rußland berechnet war; und die hochherzige Königin Luise meinte wohl, daß es ein Trost sei mit Ehren unterzugehen. Zweimal, im Mai und im Juli, war König Friedrich Wilhelm III. nahe daran, loszuschlagen; aber schließlich kehrte er doch zu der alten Maxime seiner Politik zurück; und der Schlacht von Wagram folgte dann im Oktober der Friede von Wien, der abermals alle Hoffnungen der Patrioten knickte. Damals hat Gneisenau die militärische Laufbahn verlassen. Unmut und Hoffnungslosigkeit begannen um sich zu greifen; nur wenige Patrioten hatten einen so festen Glauben an die Zukunft des Vaterlandes wie Schleiermacher, der in der Neujahrsnacht dieses Jahres die herrlichen Worte schrieb: 'Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu 'verzweifeln; ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein 'auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Es ist möglich, daß all unsere 'Bemühungen vergeblich sind und vor der Hand harte und drückende Zeiten 'eintreten — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in 'kurzem.' Worte, die mit denen Gneisenaus von 1812 zusammen doch erst ein

volles Stimmungsbild der patriotischen Kreise geben. Freilich gehörten sie einer Zeit an, in der das Schlimmste noch nicht über Preußen gekommen war.

Ein drittes Mal richteten sich die Hoffnungen der Patrioten auf, als der Bruch zwischen Napoleon und Rußland unheilbar geworden war und ein Krieg zwischen den beiden Kaisern des Ostens und des Westens in Aussicht stand — 1811. Scharnhorst, Gneisenau, Boyen hielten den Moment für gekommen, die Pläne Steins aus dem Jahre 1808 wieder zu beleben, einen Volkskrieg mit Landwehr und Landsturm in Norddeutschland zu entfesseln, dem die Macht des Gegners erliegen würde. Damals hat Gneisenau das kühne Wort gesprochen: die Macht des Kaisers sei nicht so furchtbar wie sie scheine. Er rechnete auf die Imponderabilien, auf die nationalen Gesinnungen, auf die Volksleidenschaft. Dem nüchternen König erschien das alles als 'Poesie', wie er sagte; und charakteristisch ist es, wie dann Gneisenau, dieses Wort aufgreifend, sich in enthusiastischer Aufwallung dazu bekennt und alle die großen ewigen Güter der Menschheit, Religion, Liebe, Vaterland, Ehre als edelste Poesie in Anspruch nimmt; er schlägt damit einen Ton an, der tief und voll durch die ganze Epoche der Freiheitskriege hindurchklingt. Der König aber blieb auch diesmal bei seiner Maxime, nur mit Rußland und Österreich die Erhebung gegen Napoleon zu wagen. Diesmal aber versagte sich Österreich. Und so bestätigte Friedrich Wilhelm am 5. März 1812 den erzwungenen Bundesvertrag mit Napoleon, der ihn zur Hilfeleistung gegen Rußland verpflichtete.

Die Hoffnungen der Patrioten waren längst zusammengesunken. In jenen trüben Tagen, im November 1811, hat sich Heinrich v. Kleist erschossen, dem die Ungunst der Zeit auch das persönliche Leben verdorben hatte. 30 preußische Offiziere verließen damals den preußischen Dienst. Einer von ihnen, der General Clausewitz — später bekannt als der Verfasser des klassischen Buches vom Kriege — schrieb damals die erbitterten Worte: 'Ich glaube und bekenne, daß der Schand-'fleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß dieser Gifttropfen 'in dem Blut eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft 'späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird.'

So gewaltig war die Kluft, die damals zwischen dem Verhalten des Königs und den Überzeugungen und Bestrebungen der Besten unter seinen Ratgebern und Offizieren sich auftat. Es ist nicht ganz leicht für uns, das richtige historische Urteil über diesen Zwiespalt zu finden. Max Duncker und Heinrich v. Treitschke haben geurteilt, daß doch am Ende der König das Richtige gewollt und vollbracht habe, indem er einer vorzeitigen Erhebung, die keine starke Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich hatte, seine Zustimmung versagte. Max Lehmann, Hans Delbrück, Friedrich Meinecke, die Biographen von Stein und Scharnhorst, Gneisenau, Boyen stellten sich mehr auf die Seite der zum Kriege drängenden Patrioten. Es ist ja richtig, daß die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs 1813 viel größer war als 1808, 1809 und 1811; die Lage war so oder wurde wenigstens bald so, wie es der König immer verlangt hatte: Rußland und Österreich im Bunde mit Preußen gegen Napoleon; und wenn Österreich anfangs noch fehlte, so wurde das ausgeglichen durch den Untergang der Großen Armee in Ruß-

land. Der Erfolg hat also dem König recht gegeben; aber es muß doch andrerseits auch gesagt werden, daß diese Konjunktur von 1812/13 sich nicht voraussehen ließ, und daß andrerseits das System des Königs die Gefahr mit sich führte, daß Preußen entweder ganz in Abhängigkeit von Napoleon geriet oder auch ohne Krieg von ihm vernichtet wurde. In dem Bündnisvertrage von 1812 war man der ersteren Gefahr schon fast erlegen. In dem System des Königs prägte sich mehr die altpreußische dynastische Auffassung des Staates und der Politik aus, in dem der Patrioten die neue deutsche nationale, die den Hohenzollernstaat als natürlichen Vorkämpfer Deutschlands betrachtete. Jede dieser Auffassungen hatte ihr gutes Recht; die eine hatte das geschichtliche Herkommen für sich; die andere lebte in Gedanken, denen die Zukunft gehörte. Eine harmonische Verbindung beider war die Forderung der Zeit; aber jede von ihnen trat damals mit außerordentlich starker Einseitigkeit auf. Der König dachte nur daran, sein Haus und seinen Staat vor dem Untergang zu bewahren und hinüberzuretten in bessere Zeiten; die Patrioten dagegen, die den Verzweiflungskampf wollten, hätten Preußen und die Hohenzollerndynastie unbedenklich geopfert, um der Zukunft und der Ehre des deutschen Namens willen. Das ist der tiefe sachliche Gegensatz zwischen dem König auf der einen Seite, den Patrioten vom Schlage Steins, Scharnhorsts, Gneisenaus auf der andern Seite. Es war eine glückliche Fügung, daß damals ein Staatsmann dem König zur Seite stand, der zwar nicht die sittliche Kraft und Tiefe Steins besaß, aber doch einen offenen Sinn für die Forderungen der Zeit, und der durch die Geschmeidigkeit seines Wesens und eine eminente diplomatische Geschicklichkeit geeignet war, eine Brücke zu schlagen über die Kluft, die den König von jenen patriotischen Heißspornen trennte. Das war Hardenberg, der durch den Einfluß der Königin Luise im Frühjahr 1810 wieder, wie schon vor Tilsit, an die Spitze der Geschäfte gestellt worden war, als eine Art Premierminister, diesmal mit dem Titel Staatskanzler. Er war ein Meister im Lavieren und Hinhalten; aber er hat auch verstanden, als es Zeit war, tatkräftig zuzugreifen und den König zu Entschlüssen fortzureißen, die er wahrscheinlich ohne diesen Ratgeber nicht gefunden haben würde; die Haltung des Königs selbst in der schweren Zeit von 1807—13 beruht eigentlich doch mehr auf der Abneigung vor einem festen unwiderruflichen Entschluß, dessen Folgen man nicht absehen kann, als auf berechnender staatsmännischer Ausdauer, wie Treitschke es hat auffassen wollen.

Die Berufung Hardenbergs, die dem Einfluß der Königin Luise verdankt wird, war die letzte und bedeutendste politische Tat der hohen Frau gewesen, die, erfüllt von den Idealen der neuen deutschen Bildung, die starre Einseitigkeit ihres schwunglosen nüchternen Gemahls in den Augen des Volks so wundervoll auszugleichen verstand und die von jeher bestrebt gewesen war, mit feinem weiblichen Instinkt die großen patriotischen Männer in seine Nähe zu bringen, die ihn auf der Bahn der Reformen und der Erhebung mit sich fortzuziehen vermochten. Mit wie tiefem Verständnis hatte sie, ein Jahr vor ihrem Tode, in einem Briefe an ihren Vater, den Sinn und die Bedeutung der Zeit und ihres eigenen Schicksals zum Ausdruck gebracht! 'Es wird mir immer klarer' — so

schrieb sie — 'daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine 'andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich 'selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue 'Zeit schuf. Wir sind nicht fortgeschritten mit ihr, deshalb überflügelt sie 'uns..... Gewiß wird es besser werden; das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. 'Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und 'sicher auf seinem, freilich jetzt glänzenden, Thron ist. Fest und ruhig ist nur 'allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, d. h. klug, und er 'richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun 'eben sind .... Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der 'Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird .... Ganz 'unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und 'Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu 'einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu 'liegen; wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hin'sterben. Wie Gott will! Alles wie er will! Aber ich finde Trost, Kraft und 'Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch 'alles in der Welt nur Übergang! Doch wir müssen durch! Sorgen wir nur 'dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden!' Diese Worte greifen uns noch heute ans Herz. Sie enthalten die Quintessenz dessen, was die Besten damals und später, 1813, im Moment der Erhebung von dem politischen Schicksal Deutschlands und Preußens dachten und fühlten. Darum blieb auch die Erinnerung an die frühvollendete Dulderin, die den Tag der Befreiung nicht mehr sehen sollte, lebendig in den Herzen der Patrioten und gehört als ein unentbehrlicher Zug zur Charakteristik des Geistes der Erhebung von 1813. Das wundervolle Bild, das Heinrich v. Kleist noch kurz vor ihrem Tode in dem berühmten Sonett von ihr geprägt hatte,

wie du das Unglück mit der Grazie Tritt
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen

setzte sich fest in der Phantasie des Volkes; man gewöhnte sich, wenn man an sie zurückdachte, ihr Haupt von Strahlen umschimmert zu denken wie jener Dichter, und auch der Sachse Theodor Körner sah die preußische Königin als guten Engel für die gute Sache den Kämpfern von 1813 voranschweben; es war nicht ohne tiefere Bedeutung, daß an ihrem Geburtstage, dem 10. März 1813, das Eiserne Kreuz gestiftet worden ist.

Was der Erhebung von 1813 die Bahn gebrochen hat, das war der Untergang der großen Armee Napoleons in dem furchtbaren russischen Winterfeldzuge von 1812. Wie ein Gottesgericht erschien den frommen Gemütern in Deutschland diese Wendung.

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen

heißt es in einem volkstümlichen Liede jener Tage. Ein dumpfes Grollen ging durch die Volksmassen wie der Vorbote eines Erdbebens. Aber in den leitenden Kreisen ist auch diesmal der Entschluß zum Kampfe gegen den Unterdrücker nicht leicht und plötzlich hervorgesprungen. Man erfuhr in Berlin, wo der König inmitten der französischen Besatzung leben mußte, nur spät und ungenau die ganze Wahrheit des schrecklichen Zusammenbruches. Am 14. Dezember noch hatte Napoleon an den König von Preußen das Ansinnen gestellt, ein neues Hilfskorps von 30000 Mann für ihn aufzubringen. Am Weihnachtstage beriet der König mit Hardenberg und andern seiner Vertrauensmänner über die Lage; weder Scharnhorst noch Gneisenau und Boyen sind damals in seiner Nähe gewesen. Man faßte den Beschluß, die günstige Gelegenheit zur Befreiung von der Fremdherrschaft zu ergreifen und alles dazu vorzubereiten; aber man hielt zugleich auch für nötig, den Schein des französischen Bündnisses noch geflissentlich aufrecht zu erhalten. Der König wollte die äußerste Vorsicht beobachtet wissen. Er blieb auch jetzt noch bei seinem alten System und wollte nicht ohne Österreich in den Kampf gehen: Österreich sollte eine bewaffnete Vermittlung übernehmen zwischen Frankreich und Rußland, und sich, wenn sie scheiterte, den Gegnern Napoleons anschließen. Hardenberg war zwar im stillen entschlossen, auch ohne Österreichs Eintritt die Verbindung mit den Russen zu suchen, aber vorläufig geschah nichts, was zu diesem Ziel hätte führen können; und wer weiß, wie die Dinge gegangen wären, wenn nicht Yorck durch die Konvention von Tauroggen das Eis gebrochen hätte.

Yorcks Tat strahlt von jeher im Lichte eines heldenhaften Entschlusses, in dem die vaterländische Pflicht über den militärischen Gehorsam siegte. Dieser Ruhm wird dem eisernen Mann auch nicht verkürzt durch neuere Enthüllungen, denen freilich von manchen Forschern, ich meine mit Unrecht, noch der Glaube versagt wird. Wir wissen aus einem vor kurzem zum Vorschein gekommenen Tagebuche eines Flügeladjutanten des Königs, des Grafen von Wrangel, daß dieser 1812 eine geheime mündliche Instruktion an den Kommandeur des preußischen Hilfskorps überbrachte, des Inhalts, daß der General im Fall eines allgemeinen Rückzuges der Franzosen das preußische Korps in die Festung Graudenz führen und weder Franzosen noch Russen dort den Zutritt gestatten sollte. Der springende Punkt dabei ist, daß die 20000 Mann in einem solchen kritischen Zeitpunkt zur freien Verfügung des Königs gestellt werden sollten. Nun hat der General Yorck diese Weisung ja nicht buchstäblich befolgt; aber was er bei der Konvention von Tauroggen als Ziel vor Augen hatte, trifft doch mit dem eigentlichen Sinne jener geheimen Instruktion ziemlich vollständig überein. Dabei handelte Yorck aber doch auf eigene Faust und auf eigene Gefahr. Er konnte sich zwar sagen, daß seine Tat im Grunde den Wünschen des Königs entsprach und daß er dessen Ungnade nicht werde zu fürchten haben, wenn alles gut ging. Ging aber die Sache schlecht, so blieb der König außer Spiel, und die Verantwortung fiel allein auf den General, der darauf gefaßt sein mußte,

dann kriegsgerichtlich erschossen zu werden. Das war auch schon der Sinn der geheimen mündlichen Instruktion: der König sollte dabei eben für alle Fälle gedeckt sein; von dem General wurde verlangt, daß er unter Umständen sein Leben und seine militärische Reputation in die Schanze schlagen sollte. Das hat Yorck getan, und darin besteht die Größe seiner Tat, die sicherlich dadurch nicht kleiner wird, daß sie in der neuen Auffassung einen Schimmer von Loyalität erhält, den sie früher nicht in demselben Maße hatte und der sie als ebenso patriotisch, aber weniger eigenmächtig erscheinen läßt. Offiziell hat denn ja auch der König den General verleugnet und ihn des Kommandos entsetzt, um sich vor Napoleon zu salvieren. Im stillen aber herrschte große Befriedigung, ja Freude in der königlichen Familie, als die Nachricht von Tauroggen nach Berlin kam; und Yorck ist dann ja tatsächlich auch, als der Entschluß zum Kriege gefaßt war, in seiner Stellung geblieben und mit einem verantwortungsvollen Kommando betraut worden, nachdem ein Kriegsgericht ihn freigesprochen hatte.

Die Konvention von Tauroggen hat zunächst das preußische Korps nur neutralisiert, um es nicht aufs Spiel zu setzen und durch seine Hilfe die Wirkungen der französischen Katastrophe abzuschwächen. Aber Yorck ist über diese ursprüngliche Linie des Abkommens bald hinausgegangen. Er ging mit seinem Korps nach Königsberg und bot am 21. Januar den Russen seine militärische Mitwirkung gegen Napoleon an. Eben in dieser Zeit erschien auch Stein in Königsberg. Dieser gewaltige Mann ist es, dessen feuriger Wille den Kaiser Alexander zu dem weltgeschichtlichen Entschlusse fortgerissen hat, nicht an der russischen Grenze stehen zu bleiben, sondern den Feind der europäischen Freiheit zu verfolgen und den großen Völkerkampf zu entzünden, in dem er zur Strecke gebracht werden sollte. Stein und Yorck waren zwei ganz verschiedene Naturen, politisch durch eine tiefe Kluft voneinander getrennt: Yorck war der Preuße, der in den Überlieferungen des alten friderizianischen Staats- und Heerwesens lebte, Stein der Vorkämpfer des deutschen Gedankens und einer neuen, freieren und volkstümlichen Ordnung des öffentlichen Lebens Aber beide haben dennoch in Königsberg zusammengewirkt zur Einleitung einer Erhebung, die nicht vom König angeordnet, sondern aus dem Freiheitsdrang des Volkes entsprungen war. Die preußischen Behörden sahen das herrische Auftreten Steins nicht ohne Besorgnis und Mißgunst an: denn Stein kam als Beauftragter des Kaisers Alexander, mit einer Vollmacht, die auf der Gewalt der russischen Waffen beruhte; manche hegten sogar die Befürchtung, die Sendung Steins möchte der Anfang zu einer Einverleibung Ostpreußens durch Rußland sein, wie sie einst im Siebenjährigen Kriege geplant worden war. Aber man ließ das, was im Interesse des Vaterlandes und der Freiheit notwendig war, nicht an diesen Bedenken scheitern, und Stein selbst tat alles, sie abzuschwächen oder wegzuräumen. Ständische Vertreter von Ost- und Westpreußen, Adel, Bürger und Bauern, an ihrer Spitze der ebenso patriotische wie loyale Graf Ludwig Dohna, faßten den Beschluß, eine Landwehr von 20—30000 Mann aufzustellen, und zwar auf Grund einer allgemeinen Aushebung, ohne die alten Exemtionsprivilegien des Kantonreglements, aber freilich auch

mit dem Grundsatz der Stellvertretung, wie es in Frankreich und den Rheinbundstaaten herrschte. Das Geld dazu brachte die Provinz auf ebenso wie die Menschen — trotz der ungeheuren, schon früher gerade aus dieser Provinz erpreßten Opfer. Es war ein großartiges, hochherziges Vorbild, die erste mutige Regung eines politischen Volksgeistes, wie ihn Stein immer ersehnt und bisher meist vermißt hatte. Man wartete nicht mehr ängstlich auf den Befehl von oben. Man teilte dem König die gefaßten Beschlüsse zur Bestätigung mit; aber man ging ungesäumt an ihre Ausführung.

Inzwischen hatte sich der König selbst der gefährlichen Nähe französischer Truppen entzogen und war Ende Januar nach Breslau übergesiedelt. Hier wagte man schon etwas entschiedener aufzutreten. Am 28. Dezember wurde eine Rüstungskommission eingesetzt, an deren Spitze Hardenberg stand und deren Seele Scharnhorst war. Ihr Werk wurde bald sichtbar: das stehende Heer wurde weiter vermehrt, so daß es fast das dreifache des Bestandes von 1812 betrug; am 3. Februar erging der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements; am 9. Februar wurden für den bevorstehenden Krieg alle Exemtionen des Kantonreglements aufgehoben und damit die allgemeine Wehrpflicht und zwar ohne den in Ostpreußen noch festgehaltenen Grundsatz der Stellvertretung verkündet, also so, wie sie Scharnhorst immer geplant hatte und wie sie bisher noch nirgendwo verwirklicht worden war. Am 12. Februar erging der Befehl zur Mobilmachung. Und nun verwandelte sich das ganze Land augenblicklich in ein Heerlager; gleich in den ersten Tagen erschienen die Freiwilligen in Breslau nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden, und auch dem König schwoll für einen Augenblick das Herz: das hatte er nicht erwartet! Aber noch immer war ungewiß, gegen wen diese Rüstungen gemeint waren. Der König blieb zunächst noch bei seiner alten Maxime: nur mit Österreich und Rußland die Erhebung zu wagen, und Österreich hielt sich zurück; es wollte diesmal die Preußen und Russen vorangehen lassen. In der Umgebung des Königs fehlte es nicht an Ratgebern, die den Bruch mit Napoleon mit mehr oder weniger Entschiedenheit widerrieten: so Kalkreuth, der alte Generaladjutant Köckritz, ferner Ancillon, der Erzieher des Kronprinzen und Staatsrat im auswärtigen Ministerium. Auf der andern Seite standen die radikalen oder besonneneren Vertreter der franzosenfeindlichen Kriegspartei. Die radikaleren wie Boyen wollten am liebsten sofort losschlagen, die besonneneren aber, Hardenberg und Scharnhorst, wollten erst noch die Rüstungen vervollständigen und die Verbindung mit Rußland zum Abschluß bringen, zu der Knesebeck, der Flügeladjutant des Königs, am 9. Februar in das russische Hauptquartier gesandt worden war.

Knesebeck war ein Mann der vermittelnden Richtung, und seine Instruktion lautete zwar auf eine Verbindung mit den Russen, aber nicht zu einem Kampf auf Leben und Tod gegen Napoleon, sondern um zunächst einen Waffenstillstand und einen Vermittlungsversuch zwischen Rußland und Napoleon anzubahnen. Es ist nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn die Dinge wirklich diese Wendung genommen hätten. Immer ungestümer wurde das

Drängen des zu den Waffen eilenden Volkes auf eine Entscheidung für den Befreiungskampf. Keiner von denen, die jetzt die Waffen ergriffen, war gewillt, sie gegen einen andern Feind als gegen die Franzosen und Napoleon zu führen. 'Wenn der König noch länger zaudert' — schrieb Ende Februar der englische Diplomat Ompteda an seine Regierung — 'so sehe ich die Revolution für unvermeidlich an'. Glücklicherweise gelang es Stein, im russischen Hauptquartier die Mission Knesebecks zu vereiteln und die Verhandlungen auf ein anderes Geleis zu schieben. Mit dem russischen Staatsrat von Anstett zusammen eilte er nach Breslau, um die Vorschläge Alexanders zu befürworten, die eine Verbindung zum Zwecke des Krieges auf Leben und Tod zum Gegenstand hatten. Wir wissen nicht, ob er, wie Boyen und Ompteda erzählen, vom König empfangen worden ist und ob es die gewaltige Einwirkung seiner Persönlichkeit gewesen ist, die den zaudernden König und seinen Ratgeber Hardenberg mit sich fortgerissen hat. Stein ist unmittelbar nach seiner Ankunft in Breslau in ein heftiges Nervenfieber verfallen, das ihn 10 Tage ans Bett fesselte. Inzwischen aber hat sich der große Umschwung vollzogen. Die russischen Vorschläge wurden vom König nach Hardenbergs Rat angenommen am 27. Februar; die Kriegspartei, hinter der die drängende Volksbewegung stand, erreichte ihr Ziel. Es hat dann freilich noch bis zum 25. März gedauert, bis dem Kalischer Bündnis der Aufruf von Kalisch gefolgt ist; aber die Entscheidung war gefallen, der Kampf gegen Napoleon war beschlossen. Am 16. März wurden die Beziehungen zu Frankreich abgebrochen. Am 17. März erschien dann der Aufruf des Königs: 'An mein Volk' zugleich mit dem an das Kriegsheer.

Es ist ein denkwürdiges Dokument in unserer Geschichte — dieser 'Aufruf an Mein Volk'. Sein Verfasser, der Staatsrat von Hippel, war ein Ostpreuße von bürgerlicher Herkunft, der durch seinen neugeadelten Oheim adoptiert war, bekannt als der Jugend- und Herzensfreund des Dichters Theodor Amadeus Hoffmann. Seine Arbeit ist nicht, wie man bisher annahm, von Gneisenau inspiriert worden; aber sie ist ein treuer Spiegel des Geistes, der damals die besten Patrioten beseelte. Es ist das erstemal in der preußischen Geschichte, daß ein König seinem Volke Rechenschaft gibt über die Ursachen des ausbrechenden Krieges, über den Geist, in dem er geführt werden soll, über die hohen Güter, die dabei auf dem Spiele stehen. Und ganz besonders neu sind zwei stark hervortretende Leitmotive in dieser königlichen Kundgebung: einmal die bewußte und gewollte Verbindung, in der die Preußen immer zugleich auch als Deutsche angeredet und behandelt werden, so daß die beiden Namen wie etwas Selbstverständliches in einem Atem genannt werden; und dann die gleiche Verbindung zwischen König und Vaterland und zwar so, daß das Vaterland voransteht, an erster Stelle genannt wird.

Eine Welt von Veränderungen liegt in diesen Wendungen beschlossen: wir sehen hier den Geist der Bewegung von 1813 gleichsam in greifbarer politischer Gestalt. Das war ja die Hauptschwäche Preußens in der Katastrophe von 1806 gewesen, daß es zwar ein Staat, aber keine Nation, kein Volk von politischem Bewußtsein und Gemeinsinn war. Der preußische Staat war eine

künstliche Schöpfung seiner großen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis auf den Großen König; aber er trug noch keine andere lebendige Seele in sich, als den Staatsgedanken seiner Schöpfer. Und weil der heroische Geist des Großen Friedrich aus der Leitung seines Staates gewichen war, darum war er in dem Zusammenstoß mit einer stärkeren, lebendigeren Macht kläglich zusammengebrochen. Der preußische Staat von 1806 war eine bloße Maschine, die des Antriebs von oben bedurfte, um zu arbeiten, und die stillstand, sobald dieser Antrieb versagte; er war noch kein lebendiger Organismus, der von inneren Kräften bewegt wird. Solche inneren Lebenskräfte waren wohl vorhanden, aber sie waren durch die bis zur Erstarrung festgehaltene feudal-ständische Gesellschaftsordnung und durch die absolutistisch-autokratische Regierungsweise gehindert worden, sich zu regen und lebendige Wirkungen hervorzubringen. Jetzt waren diese Fesseln gesprengt, und seitdem pulsierte ein neues Leben in dem verjüngten Staatskörper. Es war der tiefste Sinn und der höchste Zweck aller der zahlreichen und eingreifenden Reformen von Stein und Hardenberg gewesen, diese große Wandlung herbeizuführen. Dazu hatte man die Bauern aus der Erbuntertänigkeit befreit und ihnen ein freies Eigentum in Aussicht gestellt; dazu hatte man die Privilegien des Adels beseitigt und dem Gedanken der allgemeinen staatsbürgerlichen Gleichheit zum Siege verholfen; dazu hatte man die Gewerbe von der Reglementierung durch die Obrigkeit wie von den Schranken des Zunftrechts erlöst und überhaupt dem einzelnen im wirtschaftlichen Leben die längst begehrte Freiheit gegeben; dazu hatte man den Städten die Selbstverwaltung verliehen, die scharfe Trennung von Stadt und Land beseitigt, die Freizügigkeit der ländlichen Bevölkerung hergestellt; dazu hatte man die Ausländer aus dem Heere entfernt und die alten grausamen und entehrenden Militärstrafen abgeschafft, so daß der verachtete Soldatenstand zu einem ehrenvollen Stande oder Amte von Vaterlandsverteidigern werden konnte, in deren Reihen nun auch die Söhne der gebildeten Klassen eintreten konnten. Das alles hatte dazu gedient, das Interesse der Bevölkerung am Staat, das politische Bewußtsein, den staatsbürgerlichen Gemeinsinn zu wecken, den Stein vor allem als das Hauptziel der Reformen im Auge hatte. Der Staat erschien nun nicht mehr wie eine von obenher aufgezwungene Ordnung, der man sich widerwillig und im Gefühl der Ohnmacht fügt; sondern er erschien jetzt wie eine aus dem Leben des Volkes selbst hervorgehende öffentliche Einrichtung, ja er erschien als ein Gemeinwesen, das nicht bloß Sache der Regierung, sondern vor allem auch des Volkes selbst ist. Engherzige Anhänger der alten Ordnung wie Ancillon hatten wohl Stein beim König verdächtigt, als ob die Bewegung, die er in Ostpreußen entfesselt hatte, einen republikanischen Charakter trüge: sie vermochten noch nicht zu erkennen, daß die Monarchie in der neuen Zeit nur dann fest begründet und dauerhaft ist, wenn sie auf dem Grunde einer Gesinnung verankert ist, die im Staate ein Gemeinwesen und in dem Monarchen den ersten Diener des Staates sieht. Es war nicht nur die Rettung des Staates, sondern auch der Monarchie, daß Friedrich Wilhelm III. es damals verstanden hat, die Idee des Vaterlandes mit der des Königtums zu verschmelzen. Der

Krieg von 1813 war nicht ein Volkskrieg ohne den König, wie in Spanien; der König behielt durchaus die Führung; die heiligen Gefühle der Königstreue und der Vaterlandsliebe, die in unzähligen Herzen in gleicher Stärke lebendig waren, brauchten in keinen tragischen Konflikt zu geraten, und Max von Schenkendorf sprach gewiß vielen aus dem Herzen, wenn er sang:

Ich zieh' ins Feld, mich hat geladen
Ein heiliges geliebtes Haupt:
O Dank den ewigen Himmelsgnaden,
Der König hat den Kampf erlaubt!

Die Erhebung von 1813 ist der große Moment, wo Staatsgesinnung und Vaterlandsliebe die Bevölkerung in Preußen ergreifen und sie damit eigentlich erst zum Volke im politischen Sinne zu machen beginnen; und es liegt in unserer ganzen Geschichte begründet, daß dieser psychische Prozeß nicht auf die schwarz-weißen Grenzpfähle beschränkt bleiben konnte, sondern daß mit dem staatlichen Bewußtsein in Preußen zugleich das deutsche Volksbewußtsein erwachte, daß man fühlte, als Preuße zugleich auch Deutscher zu sein. Auch dies war eine Idee, die vornehmlich Stein bemüht gewesen war, in den Herzen seiner Staats- und Volksgenossen zu entzünden. Aber neben diesem größten der damaligen Staatsmänner ist der ganze Parnaß der deutschen Dichter und Denker bei dieser Erweckung der deutschen Volksseele beteiligt gewesen. Das ist das eigentümlich Reizvolle an der Bewegung von 1813, daß sie von einem poetischen Schimmer verklärt ist, daß sie getragen wird von den Idealen der deutschen Bildung, die um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrh. auf den Höhepunkt gelangt war. In Deutschland hat damals nicht der Staat die Geistesbildung gehoben, sondern die Geistesbildung den Staat. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, in der Zeit, da das alte tausendjährige Reich aus den Fugen ging, standen Dichtung und Philosophie in ihrem Zenit. Die Idee der Persönlichkeit, die ihre schönste Blüte ist, hat geholfen, die Grundlagen des neuen Staatslebens zu legen. Hier fand Fichte den Angriffspunkt, um die große ethisch-politische Umwälzung herbeizuführen; und die Berliner Universität wurde unter Humboldts Leitung gegründet, damit, wie der König sagte, der Staat an geistigen Kräften gewinne, was er an physischen verloren hatte. Es ist eines der wesentlichsten Momente in unserer nationalen Geschichte, daß sich damals eine enge Verbindung vollzogen hat zwischen dem Geiste des preußischen Staates mit seiner harten militärisch-politischen Zucht und dem an sich unpolitischen Geiste der deutschen Bildung, der erst damals die Brücke von der Persönlichkeit zum Staatsbürger, und von der Menschheit zum Volke gefunden hat. Ein Hauch von Romantik liegt über diesen Tagen. Man griff in die Vergangenheit zurück, wie der Freiherr vom Stein und sein getreuer E. M. Arndt, um das politische Ideal für die Gegenwart zu finden; vielen der Besten aus jener Zeit ist etwas Jugendlich-Weiches und Schwärmerisches eigen. Und in seltsamer Mischung verquickten sich die alten kosmopolitischen Ideale der deutschen Bildung mit dem neuen vaterländischen Geiste, der noch nicht die Härte und den gesunden, starken Egoismus der Bismarckschen Epoche an

sich trug. Es konnte nicht fehlen, daß aus dieser Geistesverfassung, aus diesem Erwachen des Staats- und Volksbewußtseins später die eng verschwisterten Bestrebungen hervorsprangen, die auf einen deutschen Staat und auf eine konstitutionelle Verfassung gerichtet waren. In der Seele eines Staatsmannes wie Stein waren ja diese beiden Ziele in aller Klarheit und Kraft lebendig, und die Sehnsucht danach bildet den tiefen Unterton in allem, was die Besten und Höchststehenden unter den Patrioten damals gewollt und getan haben. Aber in den Massen war ein klares Streben nach diesen Zielen noch kaum vorhanden. Man kann nicht sagen, daß das Volk in Preußen damals sich erhoben habe, um eine konstitutionelle Verfassung zu erringen. Es erhob sich, um seine Dränger los zu werden, um sich frei zu machen von dem Druck der Fremdherrschaft. Dieses Motiv hatte hinreichende Kraft. Darin wird Bismarck recht behalten in der bekannten Jungfernrede im Vereinigten Landtag. Aber die ganze Wahrheit ist das doch auch nicht. Das Volk wurde mündig in dieser Erhebung von 1813; es erwachte zum politischen Bewußtsein und lernte sich als den lebendigen Inhalt der Staatsform fühlen. Darum mußte, namentlich in den gebildeten Schichten, der Wunsch erwachen, nun auch Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen; und es war der verständnisvolle Widerhall der Volkswünsche, wenn 1815, als es zum zweitenmal nach Frankreich ging, der König in dem Erlaß vom 22. Mai eine Verfassung und eine Volksrepräsentation verhieß. Nicht für die Verfassung also ist 1813 das Volk aufgestanden; aber wohl erschien die Verfassung den Besten als die selbstverständliche Krönung des großen Werkes der staatlichen Erneuerung, die in dem Freiheitskampf ihre Feuerprobe bestanden hat.

Am deutlichsten zeigte sich die volkstümliche Umwandlung des Staatsgeistes in den neuen Einrichtungen des Heerwesens. Neben das stehende Heer trat — außer den Detachements der freiwilligen Jäger — jetzt, ebenfalls nach dem alten Plane Scharnhorsts, eine Miliz unter dem Namen Landwehr. Ihre Errichtung fällt auf dasselbe Datum, wie der Aufruf an Mein Volk, den 17. März; und sie war die klarste Ausgestaltung des Gedankens der Vaterlandsverteidigung. 120000 Mann sollten als Landwehr neben das stehende Heer treten, teils auf Grund freiwilliger Meldung, teils auf Grund einer Aushebung, bei der es ebensowenig mehr Exemtionen gab wie beim stehenden Heer, für die Altersklassen vom 17. bis zum 40. Jahre. Die Landwehr sollte eine Feldarmee sein wie das stehende Heer, die 'Linie'; Offiziere und Mannschaften sollten in der gleichen Achtung stehen. Aber der Milizcharakter trat stark hervor. Die Kosten für die Ausrüstung der Landwehr wurden in der Hauptsache den Kreisen auferlegt; die Kreisausschüsse hatten auch zunächst die Landwehroffiziere zu ernennen; später sollte das Offizierkorps sich durch Zuwahl selbst ergänzen, und zwar vorzugsweise aus den Kreisen verdienter Unteroffiziere. Der heimatliche Nachbarverband sollte bei der Verteilung der Landwehrleute zugrunde gelegt werden, damit auch im Felde die Nachbarn zusammenblieben. In der Landwehr sollte ganz besonders der Geist des Volksheeres lebendig sein. Hier sollte das wahre Volk in Waffen zur Erscheinung kommen, gegliedert nach

seinen nachbarlichen Selbstverwaltungsverbänden, angeführt von den Notabeln, ausgerüstet und administrativ überwacht durch ständische Behörden.

Trat der gemeine Mann in die Landwehr ein, so waren die Jägerdetachements für die Söhne der gebildeten und besitzenden Klassen bestimmt, die imstande waren, sich selbst auszurüsten und zu unterhalten. Es ist die Institution, aus der unsere heutigen Einjährig-Freiwilligen entstanden sind, nur daß damals diese jungen Leute in besonderen Kompagnien, meist auf dem rechten Flügel der Bataillone, zusammengestellt waren. Aus ihnen sollte namentlich der Offiziersersatz bestritten werden. Nicht alle, die nach ihrer Bildung und sozialen Stellung für diese Freiwilligenabteilungen sich eigneten, hatten zugleich die Mittel, sich selbst auszurüsten. Ihre Unterstützung wurde eine der häufigsten Formen, in der der patriotische Opfersinn sich damals betätigt hat. Es hat etwas Ergreifendes, die aus den Zeitungen zusammengestellten Listen der freiwilligen Gaben durchzusehen, mit denen oft die ärmsten Leute damals in einem edlen Wetteifer der Not des Vaterlandes zu Hilfe gekommen sind. Das Geld war knapp geworden in der schlimmen Zeit. Silbergerät und Kostbarkeiten wurden zur Ausrüstung der Vaterlandsverteidiger von den Besitzern dahingegeben. Ganz allgemein wurde die Sitte, die goldenen Trauringe gegen eiserne zu vertauschen. Beamte verzichteten auf einen Teil ihres Gehalts, Bauern und Gutsbesitzer gaben ihre Pferde, arme schlesische Bergleute arbeiteten wochenlang umsonst in den Kohlengruben, um eine Anzahl von Kameraden für den Krieg auszurüsten; ein armes Fräulein schnitt sich die prachtvollen Haare ab und ließ Ringe daraus verfertigen, die zum besten der vaterländischen Sache verkauft wurden; arme alte Frauen brachten leinene Hemden und wollene Strümpfe dar, um doch auch ihr Scherflein auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Man kann berechnen, daß der Wert aller dieser Gaben eine Million überschritten haben muß, und das zu einer Zeit, wo jeder einzelne schon seit Jahren durch übermäßige öffentliche Lasten ausgepreßt und erschöpft war. Es war der Opfermut der Verzweiflung, aber auch eines hohen Idealismus, der jetzt freiwillig das letzte darbrachte, nachdem so vieles durch Zwang genommen worden war. Wie dabei auch hochstehende, angesehene Familien darbten, ersieht man aus den Briefen Bettinas von Arnim, die im Juli, nachdem das Familiensilber sich längst in einen freiwilligen Reiter verwandelt hatte, wochenlang ihren Haushalt von dem Erlös eines Sattels und eines Paars Pistolenhalfter bestreiten mußte. Aller Prunk und Zier in Kleidung und Gerät verschwand, man lebte auf das einfachste; gerade die 'honnetten Leute' hätten sich geschämt, es in dieser allgemeinen Not des Vaterlandes anders zu halten. Kaum jemals sind solche Opfer wie 1813 an Gut und Blut so gern und freudig gebracht worden. Der Erfolg war für den kleinen ausgeraubten preußischen Staat großartig: 300000 Mann sind damals ins Feld gestellt worden, fast 6 Hundertstel der gesamten Bevölkerung, 11 Hundertstel der männlichen!

Aber auch die, welche daheimblieben, widmeten sich dem Dienst des Vaterlandes. Die Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung, der der König so lange mißtrauisch gegenübergestanden hatte, brach sich schließlich doch Bahn. Erst nach-

dem der Krieg schon ausgebrochen war und hier und dort die Bauern in bewaffneten Scharen gegen den Feind ausgezogen waren, erschien, am 21. April, das Landsturmedikt, das vielleicht als der gewaltigste Zeuge von dem Geiste jener Zeit aufgeführt werden kann, mit seinen radikalen Bestimmungen, die die letzten Konsequenzen eines Volkskrieges, eines Kampfes bis aufs Messer zogen. Schlechthin jeder, der die Waffen tragen konnte, sollte im Falle der Not zur Verteidigung des Vaterlandes bereit sein und sich zu diesem Zweck in den Waffen üben, und zwar in geordnetem nachbarlichem Verbande. Der Landsturm sollte nicht wie die Landwehr mit ins Feld ziehen, sondern daheim bleiben, um an Ort und Stelle auf alle mögliche Weise sich dem Dienst des Vaterlandes zu widmen. Er sollte die Operationen der Feldarmee durch allerlei Hilfeleistungen unterstützen; er sollte dem Feinde so viel Abbruch wie möglich tun, auf die Gefahr hin, daß der Feind diese Landstürmer, die keine Uniform trugen und keine regelmäßigen Waffen führten, die sich in jedem Moment wieder in friedliche Bürger und Bauern verwandeln konnten, nicht als Soldaten, sondern als Räuber und Mörder behandelte. Namentlich die Städte sollten, wo irgend nur die Möglichkeit dazu vorhanden war, von dem Landsturm auch bei Abwesenheit aller regulären Truppen auf das äußerste verteidigt werden; Paläste und Schlösser sollten sich in Zitadellen verwandeln, ganz besonders auch in den Haupt- und Residenzstädten wie Berlin. Geriet eine Stadt trotzdem in Feindeshand, so sollte sie gleichsam wie mit einem Interdikt belegt sein. Alle Behörden sollten ihre Gewalt verlieren; alle Bürger sollten sich der Macht des Feindes zu entziehen trachten; keine Lustbarkeit sollte von ihnen veranstaltet oder besucht werden; kein Paar sollte ehelich eingesegnet werden; stumm und tot und unheimlich sollte der Platz die fremden Gewalthaber anmuten, bis er ihnen wieder entrissen werden konnte. Auf dem platten Lande aber sollten die Dörfer, die nicht zu verteidigen waren, beim Herannahen des Feindes abgebrannt, alles Eigentum, das ihnen dienen konnte, alle Früchte und Tiere weggeschleppt oder vernichtet werden; eine grauenvolle Verwüstung sollte dem Feinde die Kriegführung erschweren, und überall sollte, nach den Regeln des kleinen Krieges, wie er in Spanien und Tirol geführt worden war, der Feind durch die irregulären Scharen, die Weg und Steg in Wäldern und über Sümpfe kannten, umschwärmt werden und nie zum Ausruhen gelangen. Auch der Landsturm war natürlich nach den Nachbarverbänden gegliedert: in den Kreisen und Unterbezirken, unter gewählten Führern, mit einer sog. Schutzdeputation (eine den Tirolern nachgeahmte Einrichtung) an der Spitze des Kreises, in der alle Bezirke durch Deputierte vertreten waren. Wenn die Sturmglocken läuteten, hatten alle Männer der Gemeinde mit den Waffen, die sie sich verschaffen konnten, mit Piken, Heugabeln, gerade geschmiedeten Sensen und Dreschflegeln, an den Sammelort zu eilen. Mit den schwersten Strafen wurde bedroht, wer sich dieser Pflicht zu entziehen suchte; nur Greise und Kinder oder ganz Gebrechliche waren von dem Dienst im Landsturm befreit.

Im großen und ganzen hat es ja an der Veranlassung gefehlt, diese Bestimmungen in weiterem Umfange zur Anwendung zu bringen, und sie sind

bei der endgültigen Regelung der Heeresverfassung von 1814/15 nicht wiederholt worden. Aber wie ernst man es 1813 mit dem Landsturm nahm, das zeigen die zahlreichen Nachrichten, die wir aus Berlin und anderen großen Städten haben, wo Gelehrte und Beamte ihre regelmäßigen Waffenübungen anstellten, was dann freilich auch zu allerlei humorvollen Beobachtungen Veranlassung gegeben hat. So schildert z. B. Bettina von Arnim einmal, wie der Philosoph Fichte mit strengem, grimmigem Gesichtsausdruck, bewaffnet mit einem Dolch und einem eisernen Schild, zu dem Sammelplatz sich begab, oder wie man an einem Übungsplatz die sämtlichen Falstaffschen Rekruten beieinander sehen konnte: da erscheint Zeune, der Direktor der Blindenanstalt, als Schatte, der zarte Niebuhr als Schwächlich, der etwas verwachsene Schleiermacher als Warze, der dicke Buchhändler Reimer als Bullenkalb — alles begeisterte Patrioten und Männer ersten Ranges. Niebuhr, der einstmals 1808 den Plan der allgemeinen Wehrpflicht als eine brutale, von rohen Hauptleuten ausgebrütete Idee verworfen hatte, übte jetzt fleißig mit seiner Flinte und freute sich, daß die feine Gelehrtenhaut seiner Hände hart und schwielig wurde und lernte, fest ins Eisen zu greifen.

Wie anders hat Gneisenau damals in den Tagen der Erhebung geurteilt, als in der trüben Zeit vorher! 'Söhne von Fürsten' — so schreibt er im Februar an Eichhorn — 'Kinder der reichsten Familien strömen herbei und nehmen als Gemeine Dienste; es ist rührend, alle die Söhne des Adels- und höheren Bürgerstandes von der feinsten Bildung als Gemeine in den zahlreichen Jägerkompagnien eingestellt zu sehen, wo sie sich selbst bekleiden, bewaffnen und besolden; es herrscht ein herrlicher Enthusiasmus.' Die Tränen der Freude kamen ihm, wenn er dieses Schauspiel sah. 'Welches Glück' — rief er — 'so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat: nun mag man gerne sterben!'

Es würde ein wichtiger Zug in dem Bilde des Geistes von 1813 fehlen, wenn wir nicht auch des religiösen Sinnes gedächten, der damals ganz allgemein zutage trat und der sehr auffallend von dem freigeistigen, z. T. frivolen Ton abstach, der bis 1806 so vielfach vorgeherrscht hatte. Man sah den Sturz von 1806 und die Drangsale der Fremdherrschaft als ein wohlverdientes göttliches Strafgericht an; man baute auf die göttliche Hilfe, wenn nun das in Buße und Besserung geläuterte Volk für seine heiligsten Güter ins Feld zog. Das eiserne Kreuz auf dem Tschako des Landwehrmannes und auf der Brust des Kriegers, der sich ausgezeichnet hatte im Kampf, hatte seine tiefe christliche Bedeutung. Keine Auffassung war allgemeiner verbreitet und tiefer gewurzelt als die, welche Theodor Körner vertrat, wenn er von dem bevorstehenden Kriege sang:

Es ist kein Krieg, davon die Kronen wissen, —
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heiliger Krieg!

Einen besonders bemerkenswerten Kommentar zu diesem Text bietet ein kürzlich wieder aufgefundener Artikel des späteren Generals v. d. Marwitz, der für den 'Preußischen Korrespondenten' bestimmt war, eine patriotische, von

Niebuhr, Schleiermacher und Achim v. Arnim redigierte Berliner Zeitung, der aber nicht erscheinen durfte, weil die Zensur ihn beanstandete. Da heißt es: 'Der jetzige Krieg ist kein Streit der Fürsten um Behauptung oder Gewinnung 'eines Landstriches; es ist auch nicht der Kampf Preußens oder Rußlands oder 'Österreichs gegen französische Oberherrschaft; es ist der Krieg der Freiheit 'gegen die Tyrannei, des Rechtes und der Ordnung gegen Gewalt und Willkür, der 'Wahrheit gegen Lüge, der Tugend gegen die Sünde. Dieser Kampf mußte in 'Teutschland gekämpft werden, wenn seine Folgen Segen verbreiten sollten über 'alle zivilisierten Nationen. Das Prinzip alles Übels, welches über Europa ge-'kommen ist, hat von Anbeginn in Frankreich gelegen.' Der Verfasser meint namentlich die Überspannung der monarchischen Gewalt, die macchiavellistische Politik, das Streben nach der Universalmonarchie, die Gleichgültigkeit gegen die Religion. 'In Teutschland' — sagt er — 'finden wir den Gegensatz von dem allen.' Das wird dann näher ausgeführt. Darum mußte der Kampf gegen dieses französische Wesen von Deutschland ausgehen. Der Kaiser Alexander wird dabei als 'ein Teutscher auf dem Russischen Thron' in Anspruch genommen. Ein Prinzip des Rechten und Wahren ist in Deutschland mächtig wieder aufgelebt und hat den Kampf mit dem von Frankreich ausgehenden Prinzip des Bösen siegreich begonnen; 'und so wie das Böse gekommen war über uns und 'wuchs und immer mächtiger ward, bis es beinahe alle verschlungen hätte, so 'wird auch hoffentlich das neu auflebende Prinzip des Rechten wachsen und 'immer herrlicher gedeihen.' 'Wenn nur ein Kampf bestände einer Kraft gegen 'eine Kraft, so könnten beide voneinander ablassen und ruhen; da aber ein 'geistiges Prinzip in den Kampf getreten ist gegen ein geistiges Prinzip, so 'können sie nimmermehr voneinander ablassen, sondern sie müssen sich immer-'während bekämpfen, bis daß eines nur stehen bleibt und das andere untergeht. 'Jetzt wird gekämpft darum: ob in Teutschland und in allen Ländern, die an 'Teutschland ein Muster nehmen wollen, gleichfalls geglaubt werden soll, wie 'bisher in Frankreich geglaubt worden ist: daß ein Volk durch Worte glück-'lich sein könne, derweil es durch Taten geschunden wird; daß man sich dem 'Mächtigsten jederzeit unterwerfen müsse und stillhalten zu allem, was er tut; 'daß sonach dem Reichen und Mächtigen alles erlaubt sei; daß Größe eines 'Volkes oder eines Mannes bestehen könne in dem Ungeheuren und Furcht-'baren, und nicht vielmehr in der steten Ausübung des Rechten; daß Staat und 'Regierung gleichbedeutend sei, mithin alles, was von den Regierern ausgeht, 'auch angesehen werden muß, als ob es vom Staate ausgehe . . . . Es ist 'sonnenklar, daß dieser Kampf nicht beigelegt werden kann, sondern ent-'schieden werden muß. Entweder wird jenes gültig oder das Gegenteil. Die 'teutsche Nation mit ihren Herrschern und Bundesgenossen vertritt gegen-'wärtig das eine Prinzip (gleichviel, ob es von allen auch als solches aner-'kannt wird); die französische Nation mit ihrem Herrscher vertritt das andere.' Darum kann kein guter und dauerhafter Friede geschlossen werden, ohne daß alles deutsche Land von der französischen Herrschaft befreit und zu einem großen in sich geschlossenen deutschen Reiche vereinigt wird. Maßgebend für

den Umfang ist die Sprachgrenze: der Rhein ist deutsch; auch die Schweiz und die Niederlande fallen mit in den Bereich des deutschen Vaterlandes. Jedes Volk soll fortan in seinen Grenzen als geschlossen betrachtet werden. Wer seine Grenzen zu erweitern trachtet, der soll als ein Treuloser und als ein Verräter an der gesamten europäischen Staaten-Republik angesehen und durch gemeinsame Gewalt aller Mächte zurückgewiesen werden. Dieser Friede soll auch nicht bloß von einigen Diplomaten hinter verschlossenen Türen, sondern von den Abgeordneten aller Stände beider Nationen mit deren Herrschern an der Spitze in einem öffentlichen und feierlichen Akt geschlossen werden, damit er auf die Dauer die Herrschaft der Wahrheit über die Lüge, den Sieg des guten Prinzips über das böse befestigen kann.

Wir wissen, daß solche Wünsche nicht erfüllt worden sind, daß die ganze Auffassung dieses Artikels einseitig und übertrieben war. Aber als Zeugnis des Geistes von 1813 besitzen diese Ausführungen doch einen hohen Wert. Derselbe Marwitz ist es, der 1814 die Überzeugung vertreten hat, daß Preußen als der größte reindeutsche Staat künftig die Führung in Deutschland haben müsse und daß der König von Preußen den Titel König der Deutschen in Brandenburg, Sachsen und Preußen annehmen solle. Auch das war ein Bestreben, das in der Verlängerung der Ideen von 1813 lag. Hätte Preußen, das in dem großen Kampfe die geistige und moralische Führung errungen und militärisch das Beste getan hatte, die Reformen der Stein-Hardenbergschen Epoche, getreu den Ideen der großen Zeit, fortgeführt, hätte es sich eine zeitgemäße Verfassung gegeben und seine liberale Verjüngung vollendet, so würde es von selbst der Führer Deutschlands zur Einheit geworden sein, und seine Popularität hätte Österreich den Wind aus den Segeln genommen. Aber dazu hätte der Entschluß gehört, unter Umständen den Kampf mit Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland schon damals aufzunehmen; denn Kaiser Franz II. und Metternich wußten sehr wohl, daß die konstitutionelle und die nationale Idee den Bestand der habsburgischen Monarchie bedrohe, und bekämpften sie daher bis aufs Äußerste. Zu diesem Entschluß eines Bruchs mit Österreich hat sich aber Friedrich Wilhelm III. und auch Hardenberg nicht aufzuschwingen vermocht, und vielleicht war es auch nach den ungeheuren Anstrengungen der Befreiungskriege ein Ding der Unmöglichkeit für Preußen, nun auch noch den Krieg mit Österreich aufzunehmen, zumal tausend sympathische Bande, die gerade damals besonders stark waren, dazu hätten zerrissen werden müssen. Und so siegte denn seit 1819 die Reaktion, die im stillen schon seit dem Friedensschluß am Werke gewesen war, und der Geist Metternichs triumphierte über den Geist von 1813.

Die deutsche Frage ist anders gelöst worden, als die Patrioten von 1813 es sich gedacht haben, die begeistert in die Forderung E. M. Arndts einstimmten: Das ganze Deutschland soll es sein! Die Politik Bismarcks knüpft im Innern wie nach außen mehr an die Tradition Friedrichs des Großen als an die Steins und seiner Gesinnungsgenossen an. Von diesen beiden großen historischen Mächten, die unser politisches Leben bestimmen, ist der friderizia-

nische Faktor neuerdings mehr als der des Geistes von 1813 gestärkt worden. Aber dieses Überwiegen des herrschaftlichen Prinzips über das genossenschaftliche hat schwere Gefahren mit sich gebracht, vor allem eine ungesunde Zerfahrenheit unseres inneren Staats- und Verfassungslebens, eine heillose Zersplitterung und Vergiftung der Parteien. Mir scheint, wir müssen heute wieder mehr an die Ideale Steins und seiner Gesinnungsgenossen anknüpfen, wir müssen die Idee des vaterländischen Gemeinwesens, des Volkstümlichen in Regierung und Politik, des staatsbürgerlichen Gemeinsinnes wieder mehr hochhalten und pflegen. Das monarchisch-militärische Element in unserm öffentlichen Leben braucht darunter nicht zu leiden. Vielleicht ist gerade die Verstärkung unserer militärischen Rüstung, die heute der Ernst der Lage uns aufzwingt, eine gute Gelegenheit, die ähnliche Erscheinungen wie vor 100 Jahren zu neuem Leben erwecken und damit ein Heilmittel für unsere ungesunden Parteizustände schaffen könnte. Wer weiß, wie bald es wieder heißen mag wie vor 100 Jahren: Das Vaterland ist in Gefahr!

DIE ERSTE DEUTSCHE KONFERENZ FÜR STAATSBÜRGERLICHE BILDUNG UND ERZIEHUNG

Von Georg Kerschensteiner

Am 25. und 26. April fand im Festsaale des Abgeordnetenhauses zu Berlin die erste deutsche Konferenz der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung statt. 1909 war die Vereinigung zu Köln gegründet worden unter Vorsitz des Staatsrechtslehrers Prof. Dr. Geffken. 1911 ging die Zentrale nach Berlin über, wo Staatsminister a. D. Exzellenz Dr. v. Hentig den Vorsitz übernahm.

Es ist eine Seltenheit geworden, daß eine neue Vereinigung, die sich so wichtige Aufgaben gestellt hat und so rasch und gut organisiert war, vier volle Jahre vorübergehen läßt, ehe sie an die Öffentlichkeit tritt. In seinem einleitenden Vortrage über Ziele und Aufgaben der Vereinigung gab Dr. v. Hentig die Gründe an für diese Erscheinung. Die Vereinigung sollte erst in stiller Arbeit ihre Berechtigung legitimieren und die Mittel und Wege studieren, durch welche die Zwecke der Vereinigung gefördert werden könnten. Das erste, was die Vereinigung unternahm, war das Studium der staatsbürgerlichen Erziehung im europäischen Auslande. Geeignete Sachverständige untersuchten an Ort und Stelle die Einrichtungen und Organisationen für staatsbürgerliche Erziehung und legten die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in einer Anzahl von Schriften nieder, die im Teubnerschen Verlag erschienen sind, und solange als notwendig fortgesetzt werden. Sie geben heute schon eine durchaus wertvolle Materialiensammlung für den *modus procedendi*. Die Zentralstelle arbeitete unterdessen an einer Bibliographie der Schriften, die über staatsbürgerliche Bildung, Erziehung und Belehrung erschienen sind, organisierte Ferienkurse in Jena, und versuchte zunächst in Berlin, den Wert von Erörterungsabenden zur Besprechung staatsbürgerlicher Fragen auf völlig neutralem Boden auszuprobieren, wobei diesen Abenden außer vorzüglichen Referenten Räume des Herrenhauses, des Reichstagsgebäudes, des Charlottenburger Rathauses zur Verfügung standen. Die Versuche fielen glänzend aus. Gelingt es in einer größeren Zahl von deutschen Städten diese Erörterungsabende unter Beteiligung aller Parteien zu organisieren, so ist damit ein fruchtbarer Weg für die Klärung staatsbürgerlicher Fragen gefunden, ein Weg, der noch dazu den Vorteil hat, daß er die Vertreter aller Parteien zu gemeinsamem Austausch ihrer staatswissenschaftlichen und politischen Anschauungen zusammenführt.

Durch diese vierjährige Tätigkeit glaubt die Vereinigung allen Zweifelnden und Mißtrauischen gezeigt zu haben, daß es ihr nicht zu tun ist, im Dienste irgendeiner politischen Partei, oder im Kampfe gegen eine solche zu arbeiten. Sie glaubt auch dem Gleichgültigen und Achselzuckenden den Beweis erbracht

zu haben, daß es möglich ist, wenigstens an die Erwachsenen mit neutralgehaltener, auf wissenschaftlicher Grundlage fußender staatsbürgerlicher Belehrung heranzutreten. Ich will nicht in Abrede stellen, daß im Kreise der Vereinigung einzelne Kräfte vorhanden sein mögen, und vielleicht auch wirklich vorhanden sind, die es lieber gesehen hätten, wenn die Vereinigung sich gegen gewisse Parteien in ihrer Arbeit gerichtet hätte. Die sozialdemokratische Partei steht ihr daher auch noch nach wie vor mißtrauisch gegenüber. Aber soweit ich sehe, ist dieses Mißtrauen unberechtigt, wenn anders diese Partei nicht auch dem Lichte der ehrlichen redlichen Wissenschaft vom Staate und der Gesellschaft mißtrauisch aus dem Wege gehen will. Weder der erste noch der zweite Vorsitzende der Vereinigung zeigen irgendeine Neigung, das Fahrwasser völliger Objektivität zu verlassen, wie sehr auch beide Vorsitzende von dem Gedanken erfüllt sind, daß alle staatsbürgerliche Erziehung nur eine nationale sein kann. Eine Vereinigung zur Förderung der staatsbürgerlichen Bildung, welche den Boden der Neutralität auch nur einen Schritt verläßt, hat kein Recht mehr auf den von ihr gewählten Titel. Sie würde in dem gleichen Augenblick eine Vereinigung für parteipolitische Bildung und damit überflüssig, da an diesen Vereinigungen kein Mangel ist.

Die Absicht der Konferenz, zu der mehr als 400 Teilnehmer aus allen Teilen des Deutschen Reiches erschienen waren, darunter eine große Anzahl von Vertretern der Ministerien verschiedener Staaten, der Verwaltungen verschiedener Städte und der Vorstandschaften verschiedener Gesellschaften und Vereinigungen, war zunächst, den Zweck und die Notwendigkeit der Vereinigung einem größeren Kreise auseinander zu setzen. Dies geschah am ersten Tage durch den einleitenden Vortrag von Dr. Hentig, durch das Referat über staatsbürgerliche Bildung und Erziehung als eine staatliche Notwendigkeit von Universitätsprofessor Dr. Rauchberg (Prag), und durch das Referat des Direktors der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe & Co. in Berlin, Justizrat Dr. Waldschmidt, über staatsbürgerliche Bildung und Erziehung in ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft. Der Vormittag des zweiten Tages war sodann einem speziellen Probleme gewidmet, wie mir scheint, einem der vordringlichsten, der Ausbildung der Lehrer für staatsbürgerliche Bildung und Belehrung. Universitätsprofessor Dr. Bernhardt (Berlin) hatte das Referat über Staatsbürgerkunde an den deutschen Universitäten übernommen, Seminardirektor Baer (Delitzsch) das Referat über die Behandlung von Gegenwartsfragen im Geschichtsunterricht. Am Nachmittage kam das Problem der Presse als staatsbürgerliche Erziehungsmacht zur Erörterung, durch Rechtsanwalt Weck (Berlin), der an Stelle des erkrankten Chefredakteurs Vollrat (Berlin) eingesprungen war.

Es würde zu weit führen, im einzelnen auf die sechs Vorträge, den Verlauf der höchst anregenden und namentlich am zweiten Tage sehr lebhaften und zum Teil dramatisch sich zuspitzenden Debatten einzugehen. Ich will in anderer Form die Grundgedanken der Tagung entwickeln.

Langsam, nur allzu langsam hat sich unserem Bewußtsein aufgedrängt, wie notwendig dem deutschen Volke staatsbürgerliche Erziehung und Belehrung ist.

Wenn immer noch, wie am ersten Tage der Konferenz, sowohl über die staatliche als über die wirtschaftliche Notwendigkeit dieser Erziehung gesprochen werden muß, so beweist das nur, was auch in der Debatte immer wieder zum Ausdruck kam, wie gering noch die Fortschritte sind, die unser Volk auf diesem Gebiete gemacht hat. Ich habe einmal die staatsbürgerliche Erziehung als die Erziehung *κατ' ἐξοχήν* bezeichnet. Das hat viel Widerspruch hervorgerufen. Vor allem diejenigen, welche glaubten, die Erziehung zur Persönlichkeit über die zum Staatsbürger stellen zu müssen, lehnten jeden Kompromiß mit mir ab. Die Verhandlungen in der Konferenz haben mir aber gezeigt, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl hochgebildeter Männer meine Anschauungen teilt. Natürlich ist es Aufgabe der Erziehung, die Persönlichkeit zu entwickeln. Daß unsere Schulen so gleichgültig an der Persönlichkeit des Schülers durch das Schema ihrer Unterrichtsorganisation vorübergehen müssen, das ist ja der Schmerz aller derer, die ihre Schülerindividuen mehr lieben als ihre Methodenweisheit. Aber der Wert der Persönlichkeit hat zu allen Zeiten sich wesentlich erhöht, wenn ihr Leben und ihre Arbeit zugleich der kulturellen Entwicklung des Staates diente, dem sie angehörte. 'Das Staatsgefühl', wie Professor Rauchberg bemerkte, 'die Staatsgesinnung', wie Seminardirektor Baer sich ausdrückte, geben die beste Grundlage für wertvolle Persönlichkeiten. Daß diese Grundlage heute noch so wenig geschätzt wird, das liegt daran, daß der Absolutismus des XVIII. Jahrh. im deutschen Volke alles Staatsgefühl ertötet hat, daß wir damals ein Volk ohne Staatsgefühl geworden sind, und daß wir alle Not und Mühe haben, durch Erziehung wieder zu einem Volk mit Staatsgefühl zu werden. Dann erst wird sich wieder der rechte Patriotismus entwickeln. Daß wir aber so schwer zu arbeiten haben, um ein Volk mit lebendigem Staatsgefühl zu werden, das liegt nicht zum wenigsten in den staatspolitischen Verhältnissen des Deutschen Reiches selbst. Das Interesse am Staate, das eben die Grundlage des Staatsgefühles, der Staatsgesinnung ist, wächst mit dem Anteile an der Regierung des Staates. Nicht bloß die historische Vergangenheit, nein, auch der Anteil des Volkes an der Regierung hat den Schweizern, den Engländern, den Bürgern der nordamerikanischen Union ein so hoch entwickeltes Staatsgefühl gegeben. Ein klassisches Beispiel für das ausgebildetste Staatsgefühl geben immer wieder die demokratischen Stadtstaaten des alten Griechenlandes, worauf Prof. Rauchberg mit Recht hinwies. Es war ein dramatischer Augenblick und für mich ein ästhetischer und moralischer Genuß, als der alte 81jährige Professor Lasson, Lehrer der Philosophie an der Universität Berlin, der letzte Hegelianer, wie ihn im Vorjahr beim 80. Geburtstag ein Biograph nannte, mit der Klarheit des Alters und mit dem Feuer der Jugend in die Debatte eingriff: 'Es steht mit 'der staatsbürgerlichen Bildung und Gesinnung unseres Volkes unsagbar schlecht. 'Die Philosophie ist bei uns abgetan. Die Parlamente und ihre Parteien haben 'den Staatsgedanken zurückgedrängt, und die wirtschaftlichen Interessen sind 'im Begriffe den Staat mit Haut und Haaren zu verschlingen. Wir Alten, die 'wir uns noch mit Liebe und Begeisterung in Platon, Cicero und Aristoteles 'vergraben haben, wir waren ausgemachte Republikaner, Männer, die erfüllt

'waren von der «*res publica*». Wir hatten das Gefühl: nichts gehört uns, alles 'gehört dem Staat, der πόλις, dem Vaterland. Was liegt am einzelnen mit all 'seiner Eitelkeit und Einbildung? Der Absolutismus hat das staatsbürgerliche 'Bewußtsein ertötet, die Parteien haben zu wenig Staatsgefühl, wie sollen wir 'ein Staatsvolk werden?' Brausender Beifall folgte der glühenden Leidenschaftlichkeit dieses ewig Jungen, aus der die echte Vaterlandsliebe der alten Freiheitskämpfer von 1813 in Flammensäulen aufstieg.

In anderer Form, aber in gleicher Wärme klang es aus dem Munde des unermüdlichen Bodenreformers Damaschke, als er flehentlich warnte vor dem zwangsmäßigen staatsbürgerlichen Unterricht, verzapft in besonderen Unterrichtslektionen, als er seinem Schrecken Ausdruck gab über den Wust von Büchern, die heute schon dem speziellen staatsbürgerlichen Unterricht gewidmet sind, als er schilderte, wie die Einführung der Jugend in das Martyrium Friedrich Lists, 'dem das dankbare Volk die Pistole in die Hand gedrückt hatte', tausendmal wertvoller werden kann für die staatsbürgerliche Erziehung als alle Kompendien der Rechtswissenschaft, Volkswirtschaft und Staatslehre.

Mir waren die Worte Lassons wie Damaschkes aus der Seele gesprochen. Ich hatte einen amerikanischen Freund, der auf seinen Reisen beständig eine Biographie Abraham Lincolns mit sich trug. Die Lektüre dieses Buches war und blieb die Quelle seines Staatsgefühls und seiner moralischen Erziehung. Wir aber glauben mit Gesetzeskunde, Verfassungskunde, Rechtskunde, Volkswirtschaftslehre, allgemeiner Staatslehre, sozialer Versicherungsgesetzgebung und Gott weiß was für Dingen staatsbürgerliche Erziehung bewirken zu können. So gut die Beispiele des Seminardirektors Baer am zweiten Tage der Konferenz in seinem Referate über Behandlung der Gegenwartsfragen im Geschichtsunterricht, nämlich die Geschichte des Zollvereins, der fränkischen Gerichtsverfassung, die Ursachen der gegenwärtigen Wehrvorlage vom didaktischen Gesichtspunkt aus gewählt waren, 'moralische Energie' der Schüler entwickelt sich aus diesen Betrachtungen nicht, und Quellen der Staatsgesinnung geben sie auch nicht, wenigstens dann nicht, wenn das Eindringen in diese Probleme nur durch sorgfältige Maßnahmen eines zwangsmäßigen staatsbürgerlichen Unterrichts ermöglicht wird. Ich habe eingehend das Leben der englischen und amerikanischen Schulen, der elementaren wie der höheren Schulen, an Ort und Stelle studiert. Der Geschichtsunterricht trug gewiß einiges bei zur Staatsgesinnung dieser Völker. Er trug vielleicht um so mehr bei, je mehr in der Person der Lehrer das Staatsgefühl entwickelt war und im Unterricht dank einer besonderen Begabung zum Ausdruck kam. Er trug auch deshalb wahrscheinlich mehr bei, weil weder die englischen noch amerikanischen Unterrichtsbücher für Geschichte so 'gereinigt' sind wie unsere deutschen Geschichtsbücher, die nicht zugelassen werden, sobald nicht jeder deutsche Fürst in ihnen auf Hochglanz poliert ist, und die oft so zaghaft an einer treuen Schilderung der gewaltigsten Persönlichkeit vorübergehen müssen, weil deren Leben ein ehrlicher, aber unbeugsamer Kampf gegen bestehende Autoritäten war. Solange wir es nicht wagen dürfen, in unseren höheren Schulen in jedem Falle wahr-

haft zu sein, solange wird der Geschichtsunterricht für staatsbürgerliche Erziehung schwerlich besonders fruchtbar werden. Daß geschichtliche Lesebücher für Lehrerinnenseminare in Deutschland im Gebrauch sind, welche nicht einmal das Jahr 1848 zu erwähnen wagen, wie Helene Lange berichtete, zeigt deutlich, mit welcher 'weisen' Vorsicht der Geschichtsunterricht selbst für 17jährige bis 20jährige Schülerinnen da und dort arbeitet. Ich habe vor einigen Monaten einen ausgezeichneten jungen Historiker gebeten, der eine hervorragende Begabung besitzt, eine deutsche Geschichte für die Jugend zu schreiben, mir ein Schulbuch zu verfassen im Sinne und Geiste von Walter Scotts 'Tales of a Grandfather'. Er hat mich gebeten, davon abzusehen, weil er selbst der Überzeugung war, daß keine Regierung die Einführung des Buches in den Schulen gestatten würde, falls es in allen Teilen nach wissenschaftlicher Überzeugung geschrieben werde. Ich habe ihm mit schmerzlichem Gefühle recht gegeben.

Es gibt indes einen Weg, den Geschichtsunterricht gleichwohl für diesen Zweck fruchtbar zu machen, und das ist der Weg, den gerade die Engländer und Amerikaner beschritten haben, der Weg der 'debating clubs'. Man gebe unseren höheren Schulen eine historische Bibliothek, in welcher die hervorragenden Historiker des deutschen Volkes vertreten sind, und rege die Schüler der oberen Klassen an, freiwillig zu Referats- und Diskussionsnachmittagen zusammenzutreten, wo sie, wie ich das außerhalb Deutschlands so oft gesehen habe, über Fragen des gegenwärtigen und historisch gewordenen Staatslebens referieren und diskutieren. Freilich, damit derartige Anregungen ohne Zwang auch zum Erfolg führen, dazu ist vor allem nötig, daß unsere höheren Schulen, besonders die Realgymnasien und Oberrealschulen, zu einem sehr beträchtlichen Teil in ihrem Lehrstoffe entlastet werden, damit die begabten und wertvollen Schüler Zeit finden, ihren wissenschaftlichen Neigungen auch nachgehen zu können. Dazu ist zweitens notwendig, daß endlich einmal, wie Gymn.-Direktor Koch, selbst Lehrer der Geschichte, in der Debatte verlangte, die Reifeprüfung in der Geschichte wegfällt, welche Lehrer und Schüler in beständige Unruhe versetzt und gerade dann, wenn die Schüler am reifsten sind, ihnen keine Zeit läßt, sich in die Tiefe der historischen Fragen hineinzuarbeiten. Dazu ist drittens notwendig, daß wir eine sehr viel größere Anzahl von akademischen Lehrern haben, die des Geistes voll sind, von dem Geheimrat Lasson sprach, Lehrer, deren ganze Erziehungstätigkeit vom 'Staatsgefühl' belebt und durchdrungen ist.

Um aber diese Lehrer zu erhalten, bedürfen unsere Hochschulen entsprechender Einrichtungen. In den Thesen, die Professor Ludwig Bernhard der Versammlung unterbreitet hat, habe ich leider recht wenig gefunden, was von positivem Werte wäre. Vielleicht hätte sein Vortrag mehr geboten, an dem er durch Krankheit verhindert war. Daß die Universitäten in Deutschland heute weniger leisten für die staatsbürgerliche Bildung der Jugend, als im vergangenen Jahrhundert, wie Bernhard meint, ist nur in so fern richtig, als eben die philosophische Durchbildung der Studenten leider sehr stark abgenommen hat. Sehr gefährlich meines Erachtens ist die Ansicht Bernhards: es sei zu bedauern, daß die Ausschaltung aller politischen Werturteile aus der Behandlung

wissenschaftlicher Fragen, die für die Forschung unbedingt zu fordern sei, in der Vorlesung selbst vorgenommen werde. Sie habe den Universitätsunterricht geschädigt. Es ist ein äußerst gefährliches Experiment, das Bernhard hier empfiehlt. Innerhalb der strengen Wissenschaftlichkeit gibt es Momente genug, in denen die persönliche Wärme des Lehrers und Forschers trotz aller Objektivität ausstrahlen und zündend wirken kann.

Die Tätigkeit des 'Vereins Deutscher Studenten' und der 'Freien Studentenschaft', deren Vertreter auch an der Debatte teilgenommen haben, ist teilweise ein wirksames Mittel staatsbürgerlicher Erziehung. Die Arbeiterkurse der Freien Studentenschaft sind ein trefflicher Ausfluß staatsbürgerlicher Gesinnung und Opferfreudigkeit. Aber Gefahren sind natürlich hier gegeben. Eine aktive Anteilnahme der Universitätsorganisation selbst kann diese Tätigkeit in der Bahn erhalten, die wir wünschen müssen. Die Forderung des Professors Rauchberg, an allen Universitäten zwei dreistündige Vorlesungen einzuführen, nämlich Einführung in die allgemeine Staatslehre und Einführung in die Hauptprobleme der wirtschaftlichen Sozialpolitik, genügt keineswegs, auch wenn sämtliche Lehramtskandidaten zu ihrem Besuch verpflichtet werden. Der Unterricht gibt eben im allgemeinen keine Staatsgesinnung. Amtsgerichtsrat Kade verlangt dazu auch unbedingt Einführung in die Rechtswissenschaft, auch wenn das Rechtsstudium den Nichtjuristen sehr langweilig werde. Denn das Recht, meinte er, sei das Ursprüngliche; ehe der Staat vorhanden gewesen wäre, sei das Recht gewesen. Das veranlaßte Geheimrat Lasson zu einer zweiten temperamentvollen Entgegnung: es sei der verwogenste Gedanke, der jemals in einem Kopfe entstanden sei, das Recht und den Staat in Gegensatz zu stellen. Der Staat sei die Institution des Rechtes, das Recht der Wille des Staates. Das Rechtsstudium sei durchaus nicht langweilig und mühsam, es sei, richtig betrieben, ebenso anregend wie jede andere Wissenschaft; das Recht müsse uns ebenso heilig sein wie unsere Muttersprache. Aber das Studium der Rechtswissenschaft habe mit staatsbürgerlicher Erziehung und Bildung rein gar nichts zu tun. Wir hätten Juristen, die vom Staate keine Ahnung haben, welche die Geschichten des Bagatellprozesses für die größten Angelegenheiten der Welt ansehen.

Der beste Weg für staatsbürgerliche Belehrung bleibt auch auf den Universitäten der Weg, den die Universitäten von Oxford und Cambridge seit Jahrhunderten betreten haben. Nicht das ist die Hauptsache, daß ein Lehrer uns täglich eine Stunde vorträgt über die Einrichtung des staatlichen Lebens, und die Schüler zuhören und nachschreiben, sondern daß die Schüler selbst nach Neigungen und Anregungen in die sie interessierenden Probleme des staatlichen Lebens sich mit aller Sorgfalt einarbeiten, und daß während ihrer Studienzeit ihr Handeln sich im staatsbürgerlichen Sinne betätigen und im erzeugten Staatsgefühl auswirken kann. Hierin lehren uns die Colleges, Clubs und Societies von Oxford, Cambridge, Havard, Yale, Princetown und Columbia und die Landsmannschaften von Upsala weit mehr, als unsere deutschen Universitäten auch beim besten Willen mit einem Schlage nachzumachen imstande sind. Diese Einrichtungen und die geplanten Vorlesungen werden alsdann in zweckmäßige

Wechselwirkung treten. Die Einrichtungen der Studenten werden die Interessen an den entsprechenden Vorlesungen erwecken, die Vorlesungen hinwiederum und die in ihnen erworbenen Anschauungen werden die Einrichtungen der Studenten zweckmäßiger und einwandfreier gestalten.

'Selbstzucht und Wahrhaftigkeit, das ist die Hauptsache in aller staatsbürgerlichen Erziehung', bemerkte am Nachmittag des letzten Tages Rechtsanwalt Weck in seinem Referate über das Verhältnis der Presse zur staatsbürgerlichen Erziehung. Ich füge hinzu: das Gefühl der Verantwortlichkeit in allem, was wir tun und lassen, reden und schreiben. Unser Schulwesen in Deutschland ist zur systematischen Erziehung dieser drei Eigenschaften: der Selbstzucht, der Wahrhaftigkeit und der Verantwortlichkeit noch nicht eingerichtet. Das erste, was uns not tut, ist die Organisation unserer Schulen in dieser Richtung. Ohne solche Organisation werden alle Bestrebungen für staatsbürgerliche Erziehung an unseren höheren Schulen nur höchst mangelhafte Erfolge aufweisen. Ich habe wiederholt Vorschläge gemacht, die durchaus den Vorzug der Durchführbarkeit hätten. Sie werden durchführbar sein, sobald die Vollständigkeit des Wissens beim Absolutorium unserer neunklassigen Schulen nicht mehr die Hauptsache ist. Bis dahin müssen wir noch einige Zeit warten. Ich hoffe, nicht so lange, bis es für unser deutsches Vaterland zu spät ist. Einstweilen kann die Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung noch verschiedene Konferenzen organisieren. In der Zwischenzeit kann sich auch der Gedanke ausbreiten, mit dem ich die Versammlung geschlossen habe: Alle Parteien ohne Ausnahme haben ein Interesse an der staatsbürgerlichen Erziehung. Natürlich haben alle Parteien ihre spezielle Staatsauffassung. Wenn die Staatsauffassung der einzelnen Partei als eine für ewige Zeiten unveränderliche, dogmatisch fixierte angesehen wird, dann gibt es keine Möglichkeit einer staatsbürgerlichen Verständigung zwischen den Parteien und keine Möglichkeit einer staatsbürgerlichen Erziehung überhaupt. Nur wenn die jeweilige Staatsorganisation als Entwicklungsform des Staates betrachtet wird, ist eine gemeinsame Arbeit möglich. Dabei wird natürlich jede Partei die Entwicklung in der Richtung zu beeinflussen suchen, die ihrer Anschauung entspricht. Ein gemeinsames Leben im Staate, ein staatsbürgerlich erträglicher Zustand wird nur dann erreicht, wenn jeder einzelne in diesem Streben die ehrlichen Anschauungen und die ehrlich gerichteten Bestrebungen des Gegners mit der gleichen Ehrfurcht und Achtung behandelt, die er vor seinen eigenen Anschauungen und seinen eigenen Bestrebungen hat. Dann wird die Entwicklung allerdings nicht in der Richtung gehen, die der eigenen Anschauung völlig entspricht, wohl aber auf einer mittleren Linie, nämlich auf der Resultante der einzelnen Kräfte, wobei allerdings, wie bei allen Resultanten, die stärksten Kräfte den Ausschlag geben. Dieser Weg wird umso eher gangbar sein, je mehr das zu erweckende Staatsgefühl die Parteien wieder dazu führt, ihre Arbeit in den Dienst der Gesamtinteressen des Staates zu stellen, und nicht in den Dienst der wirtschaftlichen oder sonstigen Interessen einzelner Parteien, Volksklassen oder Berufe.

WARUM UND WIE IST DIE LATEINISCHE SCHULLEKTÜRE ZU ERWEITERN?

Von Christian Harder

C'est un bel et grand ornement que le grec et le latin, mais on l'achète trop cher. Seit diesem Worte Montaignes haben die Angriffe der Feinde des Gymnasiums oder die Bedenken seiner Freunde nicht geruht. Besonders in der neueren und neuesten Zeit haben sie sich hören lassen und weite Kreise erregt. Nicht ohne Erfolg. Die grammatischen Anforderungen wurden eingeschränkt, der Erlaß über die Extemporalien sucht die Schwierigkeiten des Lateinschreibens wesentlich zu vermindern. Andrerseits fehlt es nicht an Versuchen, den Kreis der auf den Gymnasien zu lesenden lateinischen (nur von ihnen habe ich hier zu sprechen) Schriftsteller zu erweitern; namentlich Phädrus, Senecas und Plinius' Briefe wurden in Vorschlag gebracht. So suchte man den Wert der lateinischen Bildung zu steigern, seinen Preis zu verringern.

Auch so scheint der Erfolg nicht zweifellos zu sein. Die neuesten Bestimmungen über die schriftlichen Arbeiten begegneten nicht überall freundlicher Aufnahme, und den Vorschlägen zur Vermehrung der Schulschriftsteller wurde in der Lehrerwelt nicht viel Zustimmung zuteil. Nur über den letzten Punkt habe ich die Absicht mich zu äußern, darüber wie der Bildungswert des Latein erhöht, der Reichtum des römischen Volkstums besser übermittelt werden kann. Dann wird die Beantwortung der Frage, ob die angewandte Mühe nicht zu groß sei, leichter werden.

I

Die Versuche, den herkömmlichen Kanon der lateinischen Autoren zu durchbrechen, fanden wenig Anklang. Das Ziel, das die Lehrpläne aufstellen, 'Verständnis der bedeutenderen klassischen Schriftsteller Roms und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums' schien durch Heranziehung eines oder des andern bisher noch nicht gelesenen Schriftstellers nicht wesentlich besser erreicht zu werden. Und doch lag ein richtiger Gedanke jenen Versuchen zugrunde. Wenn Ernst gemacht werden soll mit der Forderung der Lehrpläne, dann genügen die dort namhaft gemachten und in den meisten Fällen gewiß kanonisch gewordenen Stoffe nicht.

Die Lektüre von der Quarta (Cornelius Nepos), bezw. Tertia: (Cäsar) bis zur Prima (Tacitus) umfaßt einen Zeitraum von $1^1/_2$ Jahrhunderten. Das ist freilich die reichste Zeit der römischen Literatur. Daß dem Schüler aber nur aus dieser Epoche Werke des römischen Geistes geboten werden, muß eine

Enge der Anschauung schaffen, die den Bildungsforderungen unserer Zeit nicht entspricht. Vorzugsweise sind es die *res militaris* und die *iuris scientia*, die dem Schüler im lateinischen Schriftsteller und im Übungsbuch entgegentreten. 'Man sollte meinen', sagt Chamberlain (Die Grundlagen des XIX. Jahrh. I 123), 'da die lateinische Sprache und die Geschichte Roms eine so große Rolle in 'unseren Schulen spielen, müsse jeder gebildete Mann wenigstens eine deutliche 'Gesamtvorstellung von dem Werden und Schaffen des römischen Volkes be-'sitzen. Das ist aber nicht der Fall, ist auch nach den üblichen Unterrichts-'methoden gar nicht möglich. Zwar ist jeder Gebildete in der römischen Ge-'schichte bis zu einem gewissen Grade zu Hause; der sagenhafte Romulus, 'Numa Pompilius . . ., sie alle sind uns mindestens ebenso vertraut (d. h. den 'Namen und den Daten nach) wie unsere großen Männer . . . Man muß auch 'zugeben, die römische Geschichte in der üblichen Darstellung ist ein ungemein 'reichhaltiges Magazin interessanter Anekdoten; aus ihrer Kenntnis ergibt sich 'jedoch ein einseitiges und durchaus mangelhaftes Verständnis. Fast gewinnt die 'gesamte Geschichte Roms den Anschein eines großen und gemeinsamen Sports, 'gespielt von Politikern und Feldherrn, die zum Zeitvertreib die Welt erobern, 'wobei sie in der Kunst der systematischen Unterdrückung der fremden Völker 'und der Aufhetzung des eigenen Volkes, sowie in der ebenso edlen Kunst der 'Erfindung neuer Kriegsstrategeme und ihrer taktischen Verwertung durch mög-'lichst massenhaftes Menschenvieh viel Anerkennenswertes leisten.'

Kein Wunder, wenn der Schüler seufzt über 'die unschmackhafte Wiederkehr des Alten, langweilige Dasselbigkeit des Daseins'. Und der Lehrer weiß, daß jene Schriftsteller nicht absolut dastehen, daß sie nur einige Momente aus der großen Geschichte des römischen Altertums darstellen. Doch die Lehrpläne sagen nichts davon, daß man den Lesestoff dieser Entwicklung gemäß gestalten solle. Nichts bietet die Schule von der Literatur der Zeiten vor dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, wenig aus dem ersten nachchristlichen, nichts aus den folgenden Zeiten. Wenn also die Lehrpläne eine Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums fordern, so muß es gestattet sein, daß die Schule andere Zeiten und Schriftsteller als die 'klassischen' in ihren Gesichtskreis ziehe. Diese Notwendigkeit ergibt sich aber auch aus Erwägungen, die das Wesen des menschlichen Geistes und die Forderungen unserer Zeit aufdrängen.

Wer zu denken vermag, ist mit der Erscheinungsform der Dinge und Geschehnisse nicht zufrieden. Tief begründet im menschlichen Geiste ist das wissenschaftliche Streben, das Fragen nach Ursache und Zweck, erwachend als Neugier, sich entwickelnd zum Erkenntnistrieb, zum Wissensdurst, zum Verlangen nach Einsicht in den Zusammenhang der Dinge. Es ist die Freude am Lebensvollen und das Bewußtsein, daß die Betrachtung der Lebensformen das eigene Leben reicher gestaltet. Die Aufgabe aber der Schule, zumal der höheren Schule, ist es, dieses Streben zu leiten und zu fördern; sie soll nicht fertige Kenntnisse geben, mehr oder weniger zusammenhangslose Wissenseinheiten übermitteln, sondern zum Verständnis der Erscheinungen, zum Eindringen in die Entwicklung der Daseinsformen anregen.

Das wichtigste Gebiet der Lebensentwicklung ist die Geschichte der Völker. Naturgemäß wendet sich das Interesse im besonderen dem eigenen Volke zu. Die Kultur aller abendländischen Völker ist aus dem Römertum entstanden in geschichtlicher Folge durch Übernahme, durch Weiterbildung; und nicht am wenigsten hat das deutsche Volk den Römern zu verdanken. Welche Bildungselemente sind uns von ihnen gebracht worden, und in welcher Weise? Worin hat sich der Deutsche ablehnend verhalten? Fragen, an sich von hohem Reiz und geisterweckender Kraft. Aber die geschichtliche Betrachtung bietet mehr.

'Geschichtliche Bildung kann man erklären als die Fähigkeit, die Gegen-'wart und ihre Kultur in ihrem geschichtlichen Werden und Wachsen zu erfassen. 'Und das heißt, sie in ihrem innersten Wesen zu verstehen. Wer nur die Gegen-'wart sieht, sieht sie wie abgeschnittene Blütenzweige eines Baumes ohne den 'tragenden Stamm.... Für ein volles geschichtliches Verständnis der Kultur der 'Gegenwart ist Vertrautheit mit der antiken Welt, mit ihrer Sprache und Literatur 'eine wesentliche Voraussetzung; denn im Altertum liegen die Wurzeln unseres 'gesamten geistigen Lebens, der Religion und des Rechts, der Philosophie und 'Wissenschaft, der Literatur und Kunst.... Die historische Bildung hebt den 'Menschen aus der Gegenwart heraus und stellt ihn auf einen Boden, von dem 'aus eine objektive Ansicht dessen, was heute ist und gilt, möglich wird. Wer 'nur in der Gegenwart lebt, der kann sie nicht objektiv sehen.... Er wird immer 'in Gefahr sein, sie absolut zu setzen, das, was jetzt ist und gilt, für das einzig 'Mögliche zu halten. Der historische Sinn erkennt seine Relativität: alles Ge-'schichtliche ist geworden und ist immer im Wandel.

'Das Mittelalter ist ganz unhistorisch. Es weiß nichts von Geschichte und 'hat keinen Sinn für Geschichte. Darum denkt es absolut dogmatisch; es setzt 'seine Dogmatik als absolute und ewige Wahrheit, es behandelt alle Fragen 'ausschließlich dogmatisch und polemisch. Wir sehen heute: das kirchliche 'Dogma ist geschichtlich geworden, es ist geschichtlich bedingt, bedingt durch 'die Zeit und die Zeitgedanken.... Mit diesem historischen Verständnis, dem Ver-'ständnis der zeitgeschichtlichen Bedingtheit ist nun die Freiheit gegeben. Was 'so geschichtlich geworden ist, kann nicht absolute, ewige Wahrheit sein; wenn 'die geschichtlichen Voraussetzungen aufgehoben sind, kann auch das Produkt 'nicht unverändert bleiben.' (Paulsen, Pädag. 273 ff.)

Auch in unserer Zeit hat der Dogmatismus ein weites Herrschaftsgebiet. Vor vielen Jahren half der Humanismus der Geistesknechtung wirksam entgegentreten. Auch heute wird eine historische Betrachtung des Altertums sich kräftig erweisen gegenüber dogmatischem Geisteszwang auf religiösem wie auf naturwissenschaftlichem Gebiete.

Einfach und deutlich, der Fassungskraft der Schüler angemessen, bieten sich Analogien zu den modernen Verhältnissen im Altertum dar. Nun läßt sich der rechte Standpunkt zu den rings andrängenden, verwickelteren Erscheinungen des öffentlichen und des privaten Lebens leichter gewinnen, durch die Bekanntschaft mit einer Welt, die so fremdartig aussieht. Wir lehren auf der Schule

auch Philosophie nicht nach Kant oder Religion nach einer neueren Schrift vom Wesen des Christentums. Nur eine dem jugendlichen Alter entsprechende Betrachtung einfacher, klarer Zusammenhänge macht dem Schüler Mut zu Vergleichen und Urteilen und weckt die Kraft zur Lösung komplizierterer Fragen.

Um geschichtliches Denken zu fördern genügt aber nicht eine Sammlung von sachlichen Erscheinungen aus einer verhältnismäßig kleinen Periode; dazu bedarf es eines weiten Überblickes über die Geschichte eines großen Zeitraums.

Von der Sprache gilt dasselbe. 'Eine große Menge Ausdrücke, die wissen-'schaftliche Terminologie ist aus der lateinischen Sprache entlehnt. Auch eine 'Menge Fremdwörter, Redensarten (Sprichwörter, geflügelte Worte) stammen aus 'dem Lateinischen. Man kann daher sagen: Einige Kenntnis der lateinischen 'Sprache ist für jeden, der im öffentlichen Leben eine Stellung einnimmt, unent-'behrlich. Die modernen Kultursprachen, die uns in erster Linie angehen, Fran-'zösisch, Italienisch, zur Hälfte auch Englisch wurzeln im Lateinischen. Ein 'volles geschichtliches Verständnis dieser Sprachen ist nicht ohne die Kenntnis 'ihrer lateinischen Grundformen möglich' (Paulsen, Pädagogik 269). Gewiß richtig. Aber mit dieser Grundform gibt sich der Gymnasiast, wie er sein soll, nicht mehr zufrieden, nicht mehr mit der Wiederholung der Regeln oder Mustersätze. Nun ist oder soll ihm von Bedeutung werden, daß er die Geschichte des Wortes in einzelnen Beispielen nach rückwärts oder vorwärts zu verfolgen, die Entstehung der sprachlichen Erscheinungen zu erklären, die Darstellungsweise und künstlerische Gestaltungskraft der einzelnen Schriftsteller zu würdigen vermag; er soll es erleben und sich daran freuen, daß nicht nur in der Natur bei aller Mannigfaltigkeit Gesetzmäßigkeit herrscht, sondern auch auf dem Gebiete der 'toten' Sprache. 'Ich halte die Sprachgeschichte für einen Jungbrunnen, aus 'dem der humanistische Unterricht je eher je besser neue Belebung schöpfen 'muß' (Skutsch, Stowassers Wörterbuch S. III).

Vor Abschweifungen werden wir uns zu hüten wissen. Aber klar ist, daß eine Anschauung von der Entwicklung der lateinischen Sprache nicht auf Grund der Sprachregeln erstrebt werden kann, die den Schriftstellern eines kurzen Zeitraumes entnommen sind; als Grundlage der Sprach- wie der Kulturbetrachtung brauchen wir einen Lesestoff, der sich über die gesamte Geschichte des Römertums erstreckt.

Es ist längst erkannt, daß für die formale Bildung, die sprachlich-logische Schulung, das Latein durch keine andere Sprache ersetzt werden kann. Nur durch eine Reihe oft recht komplizierter geistiger Vorgänge läßt sich der Inhalt eines lateinischen Satzgefüges erschließen. Einzelne Wörter und ganze Sätze der alten Sprache verlangen immer aufs neue unsere Achtsamkeit, wenn wir nicht aus fremder und eigener Sprechweise ein unerträgliches Gemisch zusammenbrauen wollen. Nur dann wird unsere Sprache uns ein wirklicher Besitz, wenn sie wiederholt gegen die fremdartigen Ausdrucksformen einer andern Sprache erkämpft wurde. Wieland sagt, daß er sein Deutsch durch das Studium Ciceros gelernt habe; Mommsen erklärte das schriftliche Übersetzen aus fremden Sprachen für die bei weitem beste Form deutscher Stilübungen. Nun läßt sich

nicht leugnen, daß solche Denkarbeit bei gleichförmigem Inhalt und regelmäßiger Wiederkehr derselben Schriftsteller leicht mechanisch wird. Die Gefahr besteht, daß frühere Formen der Wiedergabe öfter wieder benutzt werden und den Gewinn geistiger Kraft, den uns das immer erneute Suchen nach gutem Ausdruck bringen soll, beeinträchtigen. Wird aber die Lektüre reicher gestaltet, so verschwindet das Mechanische. Mit Eifer und Lust macht sich der Schüler an das neue Lesestück, und die Gewandtheit im freien sprachlichen Ausdruck nimmt zu.

Wenige Worte genügen über den ästhetisch-literarischen Gesichtspunkt. Daß das Latein nach der ästhetischen Seite hinter dem Griechischen zurücktritt, ist wiederholt ausgesprochen worden. Das praktisch-historische Moment überwiegt vor dem ästhetisch-idealen. Vor Einseitigkeit haben jenes Urteil geschützt berufene Kritiker wie Leo, Cauer, Kroll; tatsächlich beweist die Geschichte unserer Literatur das Mustergültige römischer Kunstform und Diktion. Es ist nicht mehr wie billig, wenn wir dem Schüler reicheren Stoff zu einsichtiger Betrachtung der römischen Literaturformen bieten, ihrer Entwicklung, ihrer Mängel und ihrer Vorzüge. Lukrezens Philosophie, Senecas moralische Schriften, Suetons Geschichten, Apuleius' Erzählungen dürfen der Schule nicht vorenthalten werden.

Die Forderungen geistiger Bildung und Erziehung drängen auf einen weiteren Umfang der Lektüre als bisher. Dann stellt sich das römische Volkstum ganz anders dar: in großen, geistigen Kräften, erhabenen Zielen, die in langen Zeiträumen betätigt und erkämpft werden, wieder verloren gehen, durch neue sich ersetzt sehen. Ein rastloses, kraftvolles Ringen.

Umfassender Lesestoff muß die Grundlage bieten für die eingehende Betrachtung des antiken Lebens und seiner Beziehungen zu dem modernen Leben, d. h. für eine vertiefende historisch-psychologische Erkenntnis des Lebens überhaupt. Indem die Geschichte den intellektuellen Blick erweitert, begründet sie zugleich eine Bildung des Herzens: sie erweckt und festigt den Sinn für Wahrheit, Strenge gegen sich selbst, Nachsicht gegen andere, das heißt echten Humanismus und wahren Gottesdienst. 'Die Geschichte im eigentlichsten Sinn 'ist die reichste Quelle für die Religion. Mit ihr selbst hebt sie an und endigt 'mit ihr', sagt Schleiermacher. Im eigentlichen Religionsunterricht lassen wir auch vernünftigerweise nicht (zur Hauptsache) den Katechismus oder Bibelsprüche auswendig lernen, stellen vor den Geist des Schülers lebendiges Geschehen, nicht starren Zustand.

Mit Worten, die die Schönheit des Altertums preisen, werden wir die Gegner des Gymnasiums nie überzeugen. Die Aufgaben, die die alte Zeit uns stellt, und die Werte, die sie dadurch schafft, werden ihre Größe beweisen. Dann handelt es sich nicht mehr um einen großen und schönen Schmuck, sondern um einen wertvollen Besitz, der hohen Preis fordern darf.

Nicht darauf kommt es an, ob der Schüler 'ein lateinisches Skriptum ohne grammatische Fehler und grobe Germanismen zusammenbringen kann oder die Schriftsteller zu präparieren vermag' (Paulsen). Wir stellen höhere Forderung, die sich nicht durch mechanischen Fleiß oder gewissenlose Eselsbrücken erfüllen läßt, die Forderung, daß der Schüler die Geister unter-

scheiden, ihre Werke und Worte in großem Zusammenhang würdigen und genießen lernt. Das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Kraft, das Paulsen als das einzige bezeichnet, das er lernt, muß der Gymnasiast gerade ablegen, ein Können aber sich erwerben und das schöne Gefühl dieser Kraft. Wer das nicht fertig bringt, gehört nicht in die höhere Schule und verdient nicht das Zeugnis der Reife, d. h. 'der Reife zum Studium, zum selbständigen Suchen' (Cauer in diesen Jahrbüchern XXX 309).

Rechtfertigen die Wander- und Arbeitsjahre des von der Schule Entlassenen unsere Methode? Wir können ihn nicht zwingen, die alten Schriftsteller wieder zur Hand zu nehmen und zu repetieren oder zu präparieren. Aber größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er der geschichtlich-geistigen Gedankenverbindungen als eines wertvollen Besitzes sich bewußt bleibt und stets neue Zusammenhänge schafft, neue geistige Werte erwirbt, mag er in die Hallen der Wissenschaft oder in die große Welt der Praxis eintreten. Dann hat die höhere Schule ihre Pflicht getan.

Adolf Harnack hat in der Junikonferenz, Berlin 1900 (vgl. Marcks in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1901, 385) getadelt, daß die Studierenden sehr geringe Kenntnisse von der römischen Kaisergeschichte besitzen. 'Es fehlt in 'der Regel jede Einsicht in das Verhältnis der Kirche zum Staate und zur 'griechisch-römischen Kultur, ihren ursprünglichen Gegensatz und den allmäh-'lichen Austausch und Ausgleich durch innere Entwicklung bis zur definitiven 'Verbindung im vierten Jahrhundert'. Er macht unter anderm den Vorschlag, 'bei der Behandlung der Kaiserzeit den Eintritt des Christentums in die Welt-'geschichte, die Spannung zwischen Kirche und Staat und die allmähliche Ver-'bindung des Christentums mit der geistigen Kultur der Antike und damit 'die relative Versöhnung beider zu schildern vom Standpunkt der allgemeinen 'Weltgeschichte aus und unter Hinweis auf die wichtigsten Stücke der Literatur'. Den Aufgaben, die der große Kirchenhistoriker stellt[1]), den Forderungen, die zu begründen versucht worden ist, stehen die Lehrpläne nicht entgegen, sofern wir sie, wie wir doch sollen, nach dem Geiste interpretieren; und das 'Allgemeine Lehrziel' (S. 23) und die 'Methodischen Bemerkungen' (S. 31) enthalten doch wohl das geistige Band der Einzelbestimmungen. Dort wird als Ziel aufgestellt: 'Verständnis der bedeutenderen klassischen Schulschriftsteller Roms und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums'; wir werden also auch andere Schriftwerke wählen dürfen als die nun vorgeschlagenen, falls sie für die Betrachtung der römischen Geisteswelt von Bedeutung sind. Hier (S. 31) heißt es: 'Ein bisher noch zu wenig gewürdigter und doch für 'die gegenseitige Stützung der Unterrichtsfächer wichtiger Gesichtspunkt ist die 'Herstellung einer näheren Beziehung zwischen der Prosalektüre und der ge-

[1]) Bei diesen Mahnungen Harnacks würde ich nicht so sehr (mit O. Kähler in diesen Jahrbüchern XXX 506) auf 'maßvollere Form und weniger einseitige Gründe' sehen, wo doch ein Mißstand so bestimmt nachgewiesen ist und wertvolle Besserungsvorschläge geboten werden. Im Grunde streben doch Kählers Forderungen (S. 507) und die Harnacks einem und demselben Ziele zu.

'schichtlichen Lehraufgabe der Klasse. Dies gilt wie für das Deutsche und alle 'fremden Sprachen, so insbesondere auch für das Lateinische. Dadurch wird 'für bedeutsame Abschnitte der alten Geschichte und hervorragende Persönlich-'keiten eine durch kraftvolle Züge belebte Anschauung gewonnen.' Niemand wird uns einen Vorwurf daraus machen, wenn wir diesen Gedanken erweitern und auf Grund geschichtlicher Anschauung des Altertums Beziehungen zwischen Altertum und Gegenwart und Beziehungen zwischen den einzelnen Kultur- und Geistesgebieten aufsuchen.

Unter denen, die es gut mit unserer Schule meinen, gibt es freilich nicht wenige, die allein den 'ethisch-ästhetischen Humanismus als den Freibrief betrachten, auf den hin die Alten unserer Jugend genähert werden dürfen' (Aly, Neue Jahrb. 1907 XX 86 f.); der einseitige Historizismus, der im Grunde genommen auf den Voraussetzungen der materialistischen Geschichtsbetrachtung beruhe, sei nichts für die Schule. Aber so darf unsere Aufgabe nicht aufgefaßt werden. Neben dem Historischen kommt das Psychologische zur Geltung; das eine ist uns nicht ohne das andere denkbar. Ein geistiger Fortschritt läßt sich nur geschichtlich nachweisen, im Verein mit mancherlei andern Erscheinungen innerlicher und äußerlicher Art. Merkwürdig ist übrigens, was derselbe Verfasser in derselben Abhandlung (S. 96) schreibt: 'Auf dem Umwege 'über Rom und Hellas soll das Gymnasium eine Bildung vermitteln, die unsere 'Jugend befähigt, unsere Kultur zu verstehen und unser Empfinden, Denken 'und Handeln zu begreifen.'

Über die Frage: Woher die Zeit nehmen? brauche ich nicht viele Worte zu verlieren. Es soll ja kein neuer Unterrichtsgegenstand eingeführt werden; ich betone hier nur eine Aufgabe, die in der Natur unseres Unterrichtsstoffes liegt. Die Zeitfrage darf und wird ernstlich nicht gestellt werden. Manches von dem jetzt Gelesenen verträgt eine Beschränkung, wenn wir auf bleibende Werte drängen. Wir müssen von der Meinung lassen, daß alles, was die 'Schulschriftsteller' bieten, für die Schule geschrieben sei. Mit einer Aufzählung dessen, was nun beseitigt werden könnte, will ich nicht lästig fallen.

Ein vielseitiges Bild von dem Leben des Volkes kann nur eine planmäßig angelegte Chrestomathie, ein in seinen Stoffen nach geschichtlichen Grundsätzen geordnetes Lesebuch vermitteln. Seltsam! Was für andere Sprachen längst eingesehen und praktisch geübt wurde, ist in dem Unterricht derjenigen Sprache, die am ersten und längsten gelehrt worden ist, so gut wie gar nicht zur Geltung gekommen.[1]) Im Deutschen, in den modernen Fremdsprachen wird neben größeren Schriftwerken allerorten ein Lesebuch benutzt, um das Volkstum nach seinen verschiedenen Seiten und in seinen verschiedenen Perioden zur

[1]) [In der Junikonferenz 1900 regte Reinhardt den Gedanken an, im Anschluß an das damals zuerst geplante Griechische Lesebuch von Wilamowitz. Er sagte u. a. (Verhandlungen S. 148): 'Ich glaube, ein solches Lesebuch, für das Lateinische hergestellt, würde 'eine vortreffliche Stütze dessen sein, was Herr Prof. Harnack beabsichtigt. — — — Dem 'Schüler würde, ohne Erhöhung der Stundenzahl in der Geschichte, ein Bild von den großen 'Bewegungen der römischen Kaiserzeit gegeben werden können.']

Darstellung zu bringen. Im Griechischen, da doch Literatur in reicher Fülle über einen großen Zeitraum geboten wird, ist die Zweckmäßigkeit eines Lesebuches anerkannt, das 'neben der ästhetischen Auffassung auch die den Zusammenhang zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur aufweisende Betrachtung zu ihrem Rechte bringe'. Aber nun erheben sich wieder gegen das Lesebuch als solches Einwände. Die deutsche Gründlichkeit ist einer Darbietung von Lesestücken von vornherein nicht freundlich gesinnt. Man möchte etwas Ganzes vor sich haben; man will sich nicht dem Urteil eines andern, wie es in der Auswahl zutage tritt, unterwerfen. Liegt auch nicht die Absicht vor, es besser zu machen, die Ansicht, daß man es könne, ist um so fester. Aber auch wer ernsthaft solchen Aufgaben gegenübersteht, wird zum Widerspruch Anlaß finden. Besonders gilt das für eine Arbeit, die einen großen Zeitraum veranschaulichen will. — Darüber, was gut, namentlich was würdig ist von den Schülern gelesen und wieder gelesen zu werden, wird das Urteil immer verschieden lauten. Aber sollen wir darum überhaupt verzichten auf die Möglichkeit an einzelnen Beispielen Einsicht zu gewähren in das Werden des römischen Volkes? Sind diese Beispiele in reicher Fülle geboten, dann ist ja auch der Eigenart des Lesers ihr Recht gewahrt.

Ich habe ein lateinisches Lesebuch[1]) für Gymnasien zusammengestellt, das die eben dargelegten didaktischen Gedanken zu verwirklichen sucht. Über die Grundsätze, nach denen ich den Umfang der Auswahl und die Anordnung bestimmen zu müssen glaubte, mögen einige Bemerkungen genügen.

Nicht aus allem etwas zu geben durfte die Aufgabe sein. Schriften wie Vitruv, *De architectura*, Varro, *De lingua latina*, Celsus, *De medicina*, Curtius, *De rebus gestis Alexandri Magni* mögen dem Schüler unbekannt bleiben. Die Vergangenheit, soweit sie heute noch lebensvoll und lebenweckend ist, soll zur Anschauung gebracht werden. Dazu gehört naturgemäß die Zeichnung des kulturhistorischen Hintergrundes. Sodann verlangen die Schüler Eingehen auf ihre Interessen und ihre jugendliche Kraft: die ausgewählten Stoffe durften nicht zu umfangreich sein, nicht zu große Schwierigkeiten bieten. Die Auswahl beschränkt sich nicht auf ganze Schriftwerke; wo es sich bot, wurde Brauchbares entnommen. Sammlungen von Fragmenten aus Geschichtswerken, Reden, Dichtungen sind mit herangezogen. Andrerseits mußten auch die Schulschriftsteller Beiträge liefern aus den Partien, die nicht ausdrücklich von den Lehrplänen zur Lektüre vorgeschlagen sind.

Der Stoff ist in zwei Teile geordnet. Der erste umfaßt die Zeit von den Anfängen der römischen Literatur bis zum Zeitalter des Augustus einschließlich, der zweite die nachaugusteische Zeit bis zur Zeit des Boethius. Innerhalb dieser großen Zeitabschnitte wurden dann die Stücke sachlich nach den einzelnen Gebieten des Tuns und Denkens und zugleich nach historischen Gesichtspunkten

---

[1]) Lateinisches Lesebuch für Gymnasien bearbeitet von Chr. Harder. I. Teil: Text. II. Teil: Anmerkungen. Leipzig (G. Freytag) 1912. In je zwei Abteilungen.

verteilt. Im Interesse des sachlichen Zusammenhangs mußte vereinzelt ein Stück einer andern als der eigentlich behandelten Periode zugewiesen werden (aus der Rhetorik und der Religionsgeschichte).

II

Es ist selbstverständlich, daß ein kurzer Kommentar dem Schüler Anleitung gibt zur Überwindung der ersten Schwierigkeiten und die Möglichkeit Fragen zu stellen, dem Lehrer aber das Recht gewährt, eine angemessene Übersetzung zu verlangen. Ich habe einen solchen Kommentar drucken lassen.

Gleich selbstverständlich ist es, daß damit nur der erste Schritt zum wirklichen Verständnis des Lesebuches, d. h. zur Gewinnung und Verarbeitung der wesentlichen Züge des römischen Volkstums getan ist. Ich versuche zunächst in Anlehnung an die neueren Darstellungen in allgemeinen Umrissen einige der wichtigsten Formen seiner Entwicklung zu skizzieren, seine Geschichte, seine Religion und seine Literatur, und den Reichtum der Gesichtspunkte, die sich aus einer zusammenhängenden Betrachtung gewinnen lassen, anzudeuten. Die engen Grenzen, in denen ich mich hier halten mußte, werden es doch, hoffe ich, ermöglichen, meinen Plan einigermaßen klarzulegen.

A. Republikanische und augusteische Zeit

a. Geschichte. Aus einer kleinen, aber trefflich gelegenen Ansiedlung der Latiner am Tiber hat sich die gewaltige, weltbeherrschende Stadt entwickelt. Hohe sittliche Kräfte haben sich den Römern als volkbildend und volkerhaltend erwiesen. Dem fast einseitigen Streben, das Vaterland zu schützen und zu mehren, hat sich alles unterzuordnen. 'Auf Grund der Familie errichtete der 'Römer Staat und Recht. In Rom wurde die Familie zu einer unerschütterlichen 'Einheit, und diese Einheiten sind es, denen man im letzten Grunde die besondere 'Gestaltung des römischen Staates und des römischen Rechtes zu verdanken hat. 'Man begreift unschwer, wie eine strenge Auffassung der Familie auf das gesamte 'Leben zurückwirken mußte: auf die Kinder, auf die Sorge, das Erworbene zu er-'halten und zu erwerben, auf die Vaterlandsliebe' (Chamberlain, Die Grundlagen des XIX. Jahrh. S. 175 f.). Denn der Pater familias hat weitgehende Rechte, wird aber seinerseits geleitet von starkem Verantwortlichkeitsgefühl. Die Hausfrau genießt hohe Achtung, der Ehebund wird heilig gehalten, selten gelöst. Einfach ist Haus, Speise, Kleidung, gering die Zahl der Diener; der Hausvater behandelt sie menschlich, sie gehören zur Opfergemeinschaft des Hauses. Die Erziehung fällt den Eltern zu und findet ihre Ziele in Mäßigkeit, Tüchtigkeit, Achtung vor dem Gesetz und Furcht vor den Göttern. Innerhalb der Familie lernt der Römer herrschen und gehorchen.

Der Landbau ist die Hauptbeschäftigung des freien Römers. Er bildet die Männer, die an rauhe Arbeit gewöhnt sind, die ihr Land lieb haben, die unbeugsamen Mut in seiner Verteidigung beweisen. Praktische Erfahrungen schaffen auch die Rechtsbegriffe, die in die mehr und mehr sich entwickelnden gesellschaftlichen Verhältnisse Schritt vor Schritt Ordnung bringen. Im Kampfe um

seine Existenz, um Erhaltung des Vaterlandes, verwirklicht das Römertum die Ideale der Freiheit und des Rechts, der Familie und des Gemeinwesens, die Grundlagen der Kultur. In dieser einseitigen nationalen Richtung liegt die Erklärung der unermeßlichen Erfolge dieses Volkswesens. Die Sorge um den Schutz des Staates dehnt das Machtgebiet weiter aus und führt bald zu dem Streben, der Vaterstadt die Weltherrschaft zu erringen. Der *vir vere Romanus* ist in innerster Seele überzeugt, daß seinem Volke der *orbis terrarum* bestimmt ist und daß er die Pflicht hat zu dieser Machtstellung beizutragen. In großer Zeit, da die Kraft des gesamten Volkes so lebendig und die Gefahr so ernst war, hält das italische Bauernvolk dem heranbrausenden Kriegssturm der Semiten stand und rettet Europa vor orientalischer Barbarei. Auch die Parteikämpfe zwischen Patriziern und Plebejern vermögen das Staatsgefüge nicht dauernd zu erschüttern; in schlimmer Lage einigen sich die Parteien zum Schutze des Vaterlandes.

Mit dem Falle von Karthago und Korinth ist die Weltherrschaft Roms entschieden, werden die Anzeichen beginnenden Verfalls sichtbar. *Ἁ φιλοχρηματία Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο δὲ οὐδέν.* Der römische Bauernstand, schon durch den zweiten Punischen Krieg ins Mark getroffen, schwindet mehr und mehr, die Grundstücke werden Eigentum der Großkapitalisten (des Ritterstandes), die mit billigen unfreien Arbeitskräften wirtschaften. Einsichtige Männer bemerken die Zeichen der Zeit; aber der Widerstand des Senates läßt den Versuch einer Agrarreform scheitern. Die Landbevölkerung zieht in die Stadt, der Staat muß das wachsende Proletariat mit Getreide versorgen. Und aus dem Streben für das Wohl des Vaterlandes wird ein Kampf um die eigenen Interessen. Die Verkommenheit der Regierungspartei zeigt sich in der eigennützigen Verwaltung der Provinzen, der unwürdigen Kriegführung, die Verrohung der Bevölkerung in dem Aufkommen der Gladiatorenspiele, der Verfall des Volkswesens in den Parteiungen und Umsturzbestrebungen. Das Bürgerheer wird unter Marius zu angeworbenen Truppen; der Militarismus erstarkt; wer das Militär hat, darf die Herrschaft der Welt erstreben. Gegen die, welche unklar in ihren Zielen, unzulänglich in ihren Mitteln kämpfen, sucht sich der geniale, rasche Cäsar zum Alleinherrscher zu machen; der vorsichtige, kühle Augustus begründet den Prinzipat, ein Erbe des orientalisch-griechischen Kaisertums Alexanders des Großen, und schafft wieder feste Verhältnisse.

b. Religion. Die lebendigen Beziehungen zu den täglichen Beschäftigungen und Ereignissen gaben dem Römer die Anknüpfung mit dem Ewigen: jeden Vorgang des menschlichen Lebens leitet eine übermenschliche Macht. Zahlreich sind diese Gottheiten, die dann durch das Streben, sie bei ihren einzelnen Tätigkeiten je nach Bedarf anzurufen, noch zu weiteren Götterreihen auswachsen (Iuppiter Victor wird zur Victoria); abstrakte Begriffe werden personifiziert (Spes, Concordia, Pax, Febris). Einfach sind die Ausstattung und die Gebete, in denen man zu diesen Mächten um Gedeihen des Ackers und des Viehs fleht; am Herde, am Quell und Fluß, auf der ländlichen Flur wird die Gottheit verehrt. Bilderlos ist (vor der Gründung des kapitolinischen Heiligtums) der Kultus;

denn persönliche Eigenschaften fehlen diesen göttlichen Wesen, die mit Örtlichkeiten und Ereignissen eng verbunden, ja verschmolzen sind. Ländlich vertraulich gestaltet sich der Verkehr mit jenen Mächten; daneben werden mit peinlicher Ehrlichkeit, oft auch mit bäuerlicher Schlauheit die notwendigen Gebräuche (Opfer, Spiele, Formeln) befolgt; dann allerdings erwartet der Römer auch Schutz und Förderung. Der Staat läßt an einfacher Stätte durch seine Priester den offiziellen Gottheiten (Ianus, Iuppiter, Saturnus, Tellus, Vesta u. a.) Verehrung zuteil werden; die Diener der Gottheiten kennen und bewahren die Formen, unter denen die Gottheit angerufen und verehrt werden muß.

Wie der römische Staat sich ausdehnt, verspürt die Bauernreligion fremden Einfluß, zunächst und namentlich von Griechenland her (das kapitolinische Heiligtum, die sibyllinischen Bücher, einzelne Gottheiten). Die Römer sind bemüht, die Rechtsansprüche fremder Gottheiten anzuerkennen, wenn sie das Staatswesen, das sie verehrte, beseitigt hatten. Nun werden von den Behörden Gotteshäuser und Götterbilder errichtet; Feste einzelner Genossenschaften oder des ganzen Volkes knüpfen sich an diese Heiligtümer. Besonders seit der erregten Zeit des zweiten Punischen Krieges wird die römische Religion nach griechischem Muster umgestaltet. Im Jahre 204 dringt der Kult der Kybele, dringen allerhand Aberglaube (Astrologie der Chaldäer) und zügelloser Götterdienst (S. C. de Baccanalibus) vom Osten her ein und arbeiten an der Zersetzung des alten Glaubens. Das römische Militär lernt die Mithrasreligion, den Isisdienst kennen; und die Staatsregierung ist machtlos gegen die Eindringlinge.

Im zweiten Jahrhundert erfährt die gebildete Welt Roms Genaueres von der griechischen Philosophie und studiert eifrig trotz der Hemmnisse, die die Regierungsgewalt den Bestrebungen in den Weg zu legen sucht, die Schriften Epikurs, namentlich die Lehren der Stoiker. Geschichtschreiber übertragen die griechischen Mythen auf entsprechende römische Gottheiten und verbinden die römischen Sagen mit griechischen Götter- und Heroengestalten. Kein Wunder, daß die alten Formeln und Bräuche nicht mehr verstanden werden und in Vergessenheit geraten. Die priesterlichen Ämter verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung und haben nur noch als Ehrenämter Wert für ehrgeizige Bürger. Auch das Volk ist lässig im Besuche der Tempel und Opferfeste; und nur die Spiele erfreuen sich reger Beteiligung.

c. Literatur. Die sich selbst überlassene römische Literatur ist über geringe Ansätze (kunstlose Gebete und Lieder bei Kulthandlungen und Bestattungen, Saturnier; Annales maximi, das Zwölftafelgesetz, auch dies schon nicht ohne griechischen Einfluß) nicht hinausgekommen. Der Anstoß zu literarischer Entwicklung erfolgt erst mit der Eroberung des südlichen Italien. Zahlreiche Griechen kommen nach Rom, unter ihnen, als Sklave des Livius Salinator, Andronicus, der die Römer zuerst mit griechischer Epik und griechischem Drama bekannt machte. Alsbald nimmt sich der römische Adel der fremden Literatur und Bildung an und verbindet sie immer enger mit der Entwicklung der römischen Geisteswelt. Diese Verbindung der römischen mit der griechischen Kultur hat bestanden, solange es überhaupt eine lateinische Literatur ge-

geben hat, nicht ohne deutlich wahrnehmbaren Fortschritt: von dem Nachmachen sind die Römer weitergegangen zur Nachahmung und zur Nachfolge (Leo, Die Originalität der röm. Literatur, Göttingen 1904, S. 7. 13). Der Freigeborne Nävius versucht schon nationale Bahnen zu wandern (*fabula praetexta, bellum Punicum*), der erste Römer, der den Namen eines Dichters verdient. Um die Zeit, da sein Name aus der Geschichte verschwindet, um das Jahr 204, schreibt Plautus seine ersten Stücke, kommt Ennius nach Rom. Dieser vermittelt in weitem Umfange griechische Stoffe und griechische Rhetorik der römischen Literatur, auch in seinen Annalen, den Erzählungen von den Taten des römischen Volkes bis auf seine Zeit. Er ist der Schöpfer der lateinischen Dichtersprache und hat zum ersten Male in der römischen Literatur den Hexameter verwendet. Plautus ist nach Inhalt und Versbau abhängig von den Griechen, deren feine Charakteristik und sorgfältige Anlage er freilich oft vergröbert und auseinanderreißt; in der volkstümlichen Sprache und derben Komik ist er echt römisch, beliebt beim Volke. Dem Terenz, der in Sprache und Aufbau sich sorglich an seine Originale hält und allzu kecken Witz zu meiden sucht, wendet sich die Gunst der Gebildeten zu. Die dem Römer eigene Anlage zu Spottreden findet in der Satire des Lucilius ihren klassischen Ausdruck. Manche Anregung verdankt auch er den Griechen; aber die scharfe Beobachtung aller Gebiete des römischen Lebens, das schon damals der alten Einfachheit sich mehr und mehr entfremdete, und die Kraft seiner Sprache, die jeglichen Ton anzuschlagen wußte, machen seine Satiren zu einer echt römischen Dichtungsart. Das Schneidige dieser Poesie, mochte sie auch die feinere Form oft vermissen lassen, ist nie wieder erreicht worden.

Porcius Cato, der erste Prosaiker der Römer, vermag, wie sehr er den Griechen abgeneigt war, der Macht der griechischen Bildung sich nicht ganz zu erwehren, weder in den *Origines* noch in dem ersten vollständig erhaltenen lateinischen Buche *De agri cultura.* Aber vor allem ist abhängig die Beredsamkeit, 'die echteste Tochter der römischen Republik'. Die Lehren der griechischen Rhetorik werden ausgiebig benutzt, schon von den Gracchen. Vor Cicero blühte in Rom der Asianismus, der nicht 'den großen Fluß der demosthenischen Perioden, sondern die abgezirkelten Schnörkeleien der sophistisch-isokrateischen Diktion nachahmte' und seinen Hauptvertreter in Hortensius hatte. Ciceros Jugendarbeiten sind in dieser Manier geschrieben. Auf seiner Reise nach dem Orient hörte er auf Rhodus den Molon, und die rhodische Schule unternahm es, zwischen dem attischen Stil und dem Asianismus zu vermitteln. Cicero bildet dieser Richtung entsprechend seinen Stil aus, in eifrigem Studium und steter praktischer Übung. Mit größter Virtuosität handhabt er ihn in seinen Reden. Die griechische Philosophie sucht er zu popularisieren, oft mit unzureichendem Vermögen zu der griechischen Geisteshöhe emporzudringen, aber stets in gewandter Sprache und nicht selten mit warmer Begeisterung. Die Briefe bieten dem Historiker, Philologen und Psychologen ein reiches Material. 'Ciceros Bedeu-'tung beruht darauf, daß er aus den Faktoren, die den Bildungsinhalt der grie-'chisch-römischen Kultur ausmachten, die Summe zog. Er besaß außer einem für

'das Edle empfänglichen Sinne sowie aufnahmefähigen Geiste eine künstlerische 'Schaffenskraft, die ihn befähigte, in einer hochgebildeten Zeit die Anregungen 'einer komplizierten Kultur sich, seinen Zeitgenossen und der Nachwelt dadurch 'zu eigen zu machen, daß er sie zu Kunstwerken gestaltete, die, mit dem Stempel 'seiner Individualität versehen, zugleich den Postulaten eines von den Zufällig-'keiten persönlicher und zeitlicher Neigungen unabhängigen Kunsturteils ent-'sprachen.' (Norden.)

Dem schwülstigen Stil des Asianismus fern, der attizistischen Gesetzmäßigkeit nahe steht Cäsar, der seine Memoiren nach dem Vorbilde griechischer Kriegsdarstellungen schrieb. Sallust schildert die Verderbtheit des Adels, die Kraft der Volkspartei und ihrer Führer (Marius, Cäsar); nicht ohne Grund wählt er sich Thukydides' Geschichte des Peloponnesischen Krieges als Vorbild. Auf ihn geht die Kürze und Strenge des Ausdrucks, die Altertümlichkeit der Sprache zurück. In zahlreichen Werken legte M. Terentius Varro seine Studien zur Kulturgeschichte des römischen Volkes nieder; er benutzt griechische und römische Quellen, ohne das Material sorgfältig zu sichten oder das Urteil genau abzuwägen, aber mit echt römischem Fleiß und mit hoher Bewunderung für sein Volk.

Die Dichtkunst lehnt sich an die alexandrinische Poesie an (Kallimachos). Neben den kleinen und großen Liedern führen die *poetae novi* (*οἱ νεώτεροι*) die hellenistische Dichtungsweise auf römischem Boden ein mit schwerer Gelehrsamkeit; Epyllien, Epigramme, Elegien, Melos. Ihr Haupt ist Catull, wohl bewandert in griechischen Motiven, zu leidenschaftlicher Empfindung fähig. *Odi et amo, quare id faciam, fortasse requiris. Nescio, sed fieri sentio et excrucior.* Neben Catull ein wirklicher Dichter ist Lucrez, ein begeisterter Lobredner und Interpret epikureischer Philosophie, der freilich schwer mit der Aufgabe ringen mußte, griechische Gedanken in lateinischer Form wiederzugeben. Er schreibt in altertümlicher Sprache, mit Anklängen an Ennius.

Mit dem Kaiserreich kommen friedliche Zeiten. Der politischen Arbeit wird der Römer mehr und mehr entfremdet. Die Literatur begünstigen und fördern Augustus, Asinius Pollio, Mäcenas. 'Da der Princeps seine Regie-'rungsmaximen als die Erfüllung der Wünsche des Volkes, sich selbst als dessen 'Vertreter hinzustellen bedacht war, so ist die Literatur, die ihn und seine Er-'folge preist, nie bloß höfisch gewesen, sondern zugleich immer auch als national 'empfunden und von dem Kaiser und seinen Helfern bei dem Fehlen einer nennens-'werten Presse als Instrument für die Propaganda der neuen, mit dem Scheine 'des Alten umkleideten Ideen benutzt worden.' Der großen Zeit aber schienen auch große Vorbilder angemessen, nicht die Alexandriner. Man geht auf die alten Klassiker zurück, auf Homer, Archilochos und Pindar. Nach griechischen Vorbildern, aber mit römischer Sorgfalt auf Grund umfangreicher Stoffsammlung schafft Vergil seine Dichtungen. Zunächst führt er die Bukolik der Literatur seines Volkes zu, aber Theokrit hat er nicht erreicht. Mit voller Hingabe an seinen Stoff, mit dem er von Kind auf vertraut war, mit vollendeter Kunst schrieb er die Bücher vom Landbau. 'Daß Vergils Georgica das ge-

'worden, was sie sind, liegt einzig daran, daß er das ländliche Leben und seine 'Beschäftigungen poetisch empfand. Sie waren ihm mehr als pflügen und pflanzen, 'weiden und zeideln. Der Lauf des Tages, der Kreis der Jahre bedeutet dem 'einen Staub und Schweiß der Arbeit, ihm ist er der Tanz der Horen. Der Stoff 'verklärt sich in der Sphäre der bukolischen Stimmung des Dichters' (Leo). Es geht durch die Georgica die Freude an der Friedenszeit, da die Arbeit gedeihen konnte, die den Vätern wert und nützlich gewesen war. Immer wieder ist hingewiesen worden auf die wundervollen Einlagen wie das Lob Italiens II 136—176, die Freuden des Landlebens II 458—540. In der Äneis unternimmt es Vergil, griechische Mythologie mit römischer Geschichte zu vereinen. Aber die Nachahmung des Homerischen Volksepos neben dem Streben nach psychologischer Erklärung, der Fülle gelehrten Stoffes und der geringen Phantasie hat es nicht zu einem Werke kommen lassen, das reinen Genuß gewährt. Schönheit des Klanges und Vollkommenheit der Sprache können die Mängel des Epos, die dem Dichter selbst bekannt waren, nicht ersetzen.

Horaz beginnt seine literarische Tätigkeit mit den Epoden, Nachahmungen des Archilochos, dessen herbe Kraft er durch rhetorische Mittel nicht zu erreichen vermag. In den Satiren, mit denen er dem Streben des Herrschers entgegenkam, eine sittliche Neugestaltung der Zeit herbeizuführen, folgt er dem Lucilius; doch übertrifft er den Erfinder dieser Dichtungsart durch seine Darstellung, zu der es ihm an griechischen Mustern nicht fehlte (Bion). Oden und Episteln behandeln die mannigfachsten Fragen des rein menschlichen und des politischen Lebens in griechischen Formen. Anmutige, dabei präzise Sprache, praktische Klugheit sind auch hier Eigentum des Römers. Zumal die Episteln enthalten das Wertvollste, was die lateinische Literatur an Lebenserfahrung und Menschenkenntnis zu bieten hat.

Als Vergil und Horaz anfingen zu dichten, entstand auch die römische Elegie, wohl aus alexandrinischer Poesie entsprungen. Tibull mischt bukolische Züge ein, läßt Gelehrsamkeit und Rhetorik zurücktreten, im Gegensatz zu Properz. Der vielseitigste dieser Dichter ist Ovid; freilich läßt er es sich auch am wenigsten Mühe kosten. Seine Poesie läßt fast überall griechische Vorbilder spüren oder folgt Anregungen der elegischen Dichter seiner Zeit; durchsetzt ist sie mit Schulrhetorik. Die Kunst des Erzählens ist groß; rasch wandelt sich der Stoff unter seinen Händen zu Versen. Aber der Mangel an Selbstkritik bewirkt es, daß er den Boden, aus dem seine Dichtung erwachsen war, verläßt und in Formenlosigkeit gerät. Gering ist auch die sittliche Kraft, die er einzusetzen hatte; den religiös-sittlichen Bestrebungen des Herrschers schien er entgegenzuarbeiten, so muß er dessen Zorn empfinden und fern von der geliebten Heimat sein Leben beschließen. In gewissem Sinne gilt von Ovid das Wort, das Goethe von Chr. Günther sagt: 'Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten.'

Für die Beredsamkeit, eine der stärksten Waffen in den politischen Kämpfen der Republik, ist kein rechter Platz vorhanden unter dem neuen Regime. An ihre Stelle tritt die Deklamation, an Stelle der Redner die Rhetoren. Rhetorik

bemächtigt sich von jetzt an der Prosa fast völlig. Zunächst tritt sie hervor in dem einzigen großen Prosawerke der augusteischen Zeit, in der römischen Geschichte des Titus Livius. Er schrieb sie in Anlehnung an die hellenistischen Geschichtschreiber (Polybios), unter Benutzung des Stoffes, den er bei den Historikern der Vorzeit, namentlich den Annalisten, vorfand. Ein Werk, geschrieben aus inniger Liebe zum Vaterlande heraus, mit Bewunderung und Ehrfurcht für die Vergangenheit und mit dem Wunsche, in seinem Volke die alten Ideale wieder wirken zu lassen. In ruhiger Breite fließt die Erzählung dahin; die Reden dienen der Charakteristik der Personen und der psychologischen Erklärung der Ereignisse. So unterscheidet sich Livius von Sallust in Tendenz und Sprache.

B. Kaiserzeit

a. Geschichte. Augustus und Tiberius geben dem Reiche ein so festes Gefüge, daß es die schlechten Herrscher ertragen kann; das Söldnerheer bedarf eines Kaisers. Unter dem Prinzipat bleiben die Formen der alten Verfassung bestehen, aber die tatsächliche Macht ist auf den Kaiser übertragen. Herr ist nur einer, und er übt die Herrschaft nach eigenem Ermessen aus oder läßt Freigelassene die Regierungsgeschäfte führen. Von Osten her dringen höfischer Prunk und Zeremoniendienst und Kaiserkultus ein. Der Senat, zunächst noch nächst dem Princeps regierende Körperschaft, verliert an Bedeutung und erhält nur mehr dekorativen Wert. Die Magistrate werden kaiserliche Beamte, werden unselbständig, erbitten und erhalten eingehende Verhaltungsmaßregeln; auch über Einzelheiten läßt sich die Zentralregierung Bericht erstatten. Die Volksversammlungen wählen die vom Kaiser gewünschten Behörden und treten schließlich gar nicht mehr in Funktion. In der Bürgerschaft schwinden, infolge der Hinrichtungen und Ausschweifungen, die Zahl und die Kraft der politisch bedeutsamen Männer. Das Bürgerrecht wird schließlich allen Freien zuteil: in Wirklichkeit gibt es nun keine Bürger mehr, nur Untertanen. Das nationale Römertum geht verloren, die Aufopferungsfreudigkeit, der Stolz auf das Vaterland; das Volk wird der Teilnahme am politischen Leben entwöhnt.

Der freie Bauernstand ist verschwunden; es herrscht die Latifundienwirtschaft, namentlich durch Erwerb seitens des Hofes; die Kleinpächter (*coloni*) bilden eine dürftig lebende Bevölkerungsklasse. Schwer wird es auch dem ehrlich arbeitenden Manne in der Stadt, sich und die Seinen durchzubringen. Schenkungen und Spiele müssen das Volk in Ruhe und bei guter Laune erhalten; das Klientenwesen gewinnt weite Ausdehnung. Doch sorgt die Regierung für den Verkehr durch Anlage von Straßen, für die Schönheit der Städte, namentlich der Reichshauptstadt durch stattliche Bauten. Ihre Sorge ist allgemein auf Erhaltung des Friedens gerichtet, nicht mehr auf kriegerische Unternehmungen, wie in der republikanischen Zeit (vgl. *Monum. Ancyran.*). Neben äußerlichem Glanze macht sich der Beginn des Verfalls bemerkbar. 'Aus dem *imperium Romanum* wird das internationale Weltreich.' Mit dem Spanier Trajan kommt zum ersten Male ein Fremder auf den Thron. Der Romanismus ist nicht

mehr auf Italien beschränkt, sondern teilt sich auch den Provinzen mit; andrerseits ist griechisch-orientalischer Einfluß in Politik, Sitte, Religion, Literatur mächtig.

Fremde Völker pochen an die Tore des Reiches; die militärischen und finanziellen Kräfte werden übermäßig angestrengt. Dabei schwindet die innere Stärke immer mehr. 'Militär und Großgrundbesitz sind schließlich die einzigen Faktoren, die den Staat noch zusammenhalten' (Kornemann). Die Regierungslast scheint für einen einzelnen zu groß: Diocletian teilt das Arbeitsgebiet und bestimmt sich und dem Mit-Augustus je einen Cäsar. Die Regierungsform wird vollkommen absolutistisch; das Kaisertum 'wandelt sich zum orientalischen Sultanat'. Eine ausgebildete Beamtenhierarchie, nach militärischer Weise organisiert, hat über die Verwaltung bis in die kleinsten Verzweigungen zu wachen. Der Übergang zum Mittelalter bereitet sich vor. Constantin macht Byzanz zur Reichshauptstadt. Aber der Untergang ist nicht mehr aufzuhalten. Dem Vorstoße östlicher Grenzvölker unterliegt das Römertum. Auch die endgültige Teilung des Reiches in eine Ost- und Westhälfte vermag nicht mehr zu retten. Hofintrigen beseitigen Männer, die noch imstande gewesen wären das Schlimmste abzuwehren. Unter den Völkerfluten des fünften und sechsten Jahrhunderts geht das weströmische Reich unter.

b. Religion. Das Kaiserreich sollte der Friede sein, eine Zeit der Frömmigkeit und der Sitte. Es war des Augustus Sorge, in den religiösen und sittlichen Zuständen Ordnung zu schaffen. Er stellt die zerfallenen Tempel wieder her (*Monumentum Ancyranum*), sucht das Priestertum neu zu beleben, übernimmt selbst das Amt des Pontifex maximus und gibt den Vestalinnen besondere Rechte. Sodann schafft er einen kaiserlichen Privatkultus (Apollon, Vesta, Mars; genius Augusti), den auch das römische Volk zu beachten hat. Thron und Altar gehen einen festen Bund ein; die Staatsreligion wird Hofreligion. Die Zeit kommt diesen Bemühungen des Princeps entgegen. Die Äneis ist voll religiöser Stimmung (*pius Aeneas*); das Volk hat keine Gelegenheit mehr sich den politischen Fragen zuzuwenden, um so größer ist (neben der sittlichen Verwilderung) die Sehnsucht nach dem Ewigen, das Interesse für religiöse Fragen, das Verlangen nach sittlichen Werten. Einen Ausdruck findet die Sehnsucht nach der Gegenwart Gottes in dem Kaiserkultus. Nach dem Tode wird dem Kaiser göttliche Verehrung zuteil, zu seinen Lebzeiten werden religiöse Feiern (Gelübde, Opfer) bei den mannigfachsten Gelegenheiten (Krankheiten, Ausreise, Wiederkehr) veranstaltet. Die alten Götter müssen zurücktreten zu Gunsten der Kaiserverehrung. Religiös-sittliche Fragen werden von den Stoikern erörtert, namentlich von Seneca, Fragen, die nicht auf die Staatsreligion, nicht auf den Kultus der alten Götter eingehen, sondern auf den allgemeinen Gottesbegriff, der nichts mehr mit einzelnen Gottheiten zu tun hat, und auf ein Moralgesetz, auf das Gewissen, auf den Gott in uns.

Die römischen Götter werden dem religiösen Bewußtsein des Volkes entfremdet durch den Kaiserkult, durch die Philosophie, aber auch durch die Verehrung fremder Gottheiten, seitens der Soldaten und der Kaufleute (Epona der Kelten). Eine un-

endliche Fülle von religiösen Vorstellungen, oft abergläubischer Art, dringt vom Orient herein. Der einzelne Bürger darf außer den vom Staat aufgenommenen Gottheiten andere verehren, aber offizielle Feste gibt es für Isis, Kybele, Bellona nicht, die längst in Rom private Kultusstätten gefunden hatten. Erst seit Beginn des dritten Jahrhunderts werden sie von Staats wegen zugelassen. Der Mithrasdienst nimmt durch seinen eigenartigen Kultus eine besondere Stellung ein; er ist nicht unter die Götter des römischen Reiches rezipiert, aber angesehener und weiter verbreitet als die anderen, selbst als Isis- und Kybeledienst. Alle drei kommen als Offenbarungs- und Sühnungsreligionen dem Verlangen der Zeit am meisten entgegen.

Alle diese Kulte bekämpft die von den Kaisern geschaffene Staatsreligion; sie alle werden beseitigt durch das Christentum. Paulus von Tarsus bringt nach Westen den Christusglauben, den er in eigenem Denken und Erleben von den jüdischen Formen losgelöst hatte, daß er selbständig wurde und fähig sich in der griechisch-römischen Welt auszubreiten. Der unermüdliche Missionar gründet zahlreiche Gemeinden, gibt mächtige Impulse; die neue Religion dringt bald in die Hauptstadt und findet in den Kreisen des Hofes wie bei dem gemeinen Soldaten immer freiere Aufnahme. Das Unverstandene, Hohe zieht die Geister mächtig an, die Gewißheit des ewigen Heils, die tatkräftige Nächstenliebe, die Anbetung im Geist. Auch fehlt es nicht in Kirche und Staat an gleichartigen Gedanken: die Bilder des Weltfriedens, des Weltheilands waren dem Kaisertum nicht fremd, die Stoa stellte das Idealbild des Weisen auf. Doch der Staat bekämpft den neuen Glauben, weil er die alten Götter verwarf, in deren Verehrung Rom groß geworden war. Er sah im Christentum die Religion des Umsturzes; und doch waren in Wirklichkeit die Tempel und Altäre der alten Gütter schon verödet. Die Christen kämpfen auch in ihren Schriften nicht so sehr gegen die Götter Altroms als gegen Isis, Kybele und Mithras.

Die Staatsgewalt muß sich dem unwiderstehlich vordringenden Gegner beugen; keine Verfolgung hält das Christentum nieder. Die Regierung erläßt Toleranzedikte (Galerius), schafft gleiche Berechtigung mit dem Heidentum (Constantin), entzieht den Staatspriestern ihr Einkommen und ihre Privilegien (Valentinian II.), verfolgt das Heidentum (Constantius, Theodosius u. a.). Am heftigsten und längsten tobt der Kampf in Rom, für und gegen den Altar der Victoria. Um 400 ist der Kampf zur Hauptsache entschieden. Reste des alten Glaubens erhalten sich bis in späte Zeiten. Wichtig ist, daß die Bestrebungen und Ordnungen des Römertums die Entwicklung des Christentums bestimmen.

Sobald das Christentum im römischen Reiche auftritt, schafft es die große Frage nach dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat (Plinius an Trajan). Als nun der letztere das Christentum anerkannt hat, wendet es sich sofort der Aufgabe zu, ihn zu beherrschen. 'Am Ende des vierten Jahrh. war Ambrosius 'von Mailand, der damaligen Residenzstadt, das Haupt der abendländischen Hier-'archie und hat in dieser Eigenschaft zum erstenmal mit dem Streben, die Kirche 'sogar über den Staat zu stellen, Ernst gemacht. In der Epoche nach seinem 'Tode gelang es dem römischen Stuhl (Leo I.), den Primat über die Provinzial-

'kirchen definitiv zu erlangen.' Seit jener Zeit hat der Kampf zwischen *imperium* und *sacerdotium* Jahrhunderte lang gedauert und mit dem Siege des Papsttums geendet. Auch ohne daß die Frage nach dem Verhältnis zwischen Staat und Kirche äußerlich endgültig gelöst war, wird die Kirche faktisch 'zu einer 'Fortsetzung des römischen Weltreiches in geistlichen Formen. Die Kirche hat 'die ganze politische Erbschaft Roms in sich aufgenommen, seine Verwaltungs- 'und Wirtschaftstechnik, seine Rechtskunde, seinen Cäsarengeist, seine weltherr- 'schaftlichen Prätensionen, samt seiner bewährten diplomatischen Kunst und Ge- 'schäftsklugheit' (Arnold Berger). So hat die Kirche, indem sie die Verwaltungsformen, das politische Geschick, die Ziele des *imperium Romanum* zu den ihren machte, tatsächlich eine Herrschaft aufgerichtet, die weit über die Grenzen des alten römischen Reiches hinausging (*Civitas Dei*), Länder erobert, die das römische Schwert vergebens zu bezwingen sich bemüht hat. Von ihnen geht dann auch der kraftvolle und erfolgreiche Versuch aus, den Romanismus zurückzuwerfen.

c) Literatur. Mit den politischen Schicksalen Roms steht die Entwicklung der Literatur in engem Zusammenhange. Der Despotismus der nachaugusteischen Zeit läßt die Dichtkunst erlahmen; freies Wort wird nicht mehr geduldet, doch noch ist Rom Mittelpunkt der Kultur. Die augusteische Zeit hat das Verlangen nach literarischer Bildung in hohem Grade geweckt, und die Größen jener Zeit treten neben die griechischen Vorbilder. In zahlreichen Privatschulen wird Griechisch und Latein gelehrt; reiche Gelegenheit bietet sich, Vorlesungen zu hören. Aber das römische Volk nimmt an der Entwicklung der Literatur nicht mehr teil wie zur Zeit des Plautus.

Eine neue, unscheinbare Dichtungsart, wenigstens als Sammelwerk, führt Phädrus ein mit seiner Umarbeitung der äsopischen Fabeln; ohne die Anmut der Vorlage zu erreichen, doch mit Eifer und Hingabe an seinen Gegenstand. Unmutvoll über die Verrohung und Verdummung seiner Zeit, sehnsüchtig blickend nach der republikanischen Vergangenheit dichtet Lucan das Epos vom Bürgerkrieg. Hier wie in der sonstigen Literatur herrscht die Rhetorik. Die Satire erlebt eine neue Blüte in den Gedichten des Persius und des Juvenal; dieser schreibt in leidenschaftlichem Zorn über die Sittenverderbnis, die er in den düstersten Farben schildert, jener in lehrhafter, oft zu Herzen gehender Sprache. Das Epigramm findet seinen meisterhaften Bearbeiter in Martial, der nur zu sehr den Zeitgeist in seinen Schmeicheleien spüren läßt. 'Was seinen Epigrammen an der persönlichen Kraft einzelner Catullischer fehlt, wiegen sie (ganz so wie die Horazischen Sermonen im Vergleich zu denen des Lucilius) reichlich auf durch die wahrhaft bewundernswerte Kunst in der Typisierung der Charaktere, eine Kunst, die ihn zu einem der größten Sittenmaler aller Zeiten gemacht hat' (Norden). Die einzige uns erhaltene menippeische Satire (nach Varros Vorbild) ist die Apokolokyntosis Senecas, des hervorragendsten Prosaikers der nachaugusteischen Zeit, hervorragend vor allem durch die Beherrschung des rhetorischen Stils mit seiner pointierten, knappen Darstellungsweise. Er tritt besonders hervor in den Moralschriften, die in immer neuen Wendungen auf die

gleichen religiös-sittlichen Fragen' eingehen, namentlich auf den Gegensatz zwischen Körper und Geist, Sinnlichkeit und Philosophie, und die Pflicht der Selbstbesinnung und Selbstbeherrschung.

Seneca ist Spanier. Die Provinzen, in welche die Römer ihre Kultur in mächtigen Strömen hatten fluten lassen, stellen mehr und mehr die in der Literatur tonangebenden Männer. Neben ionischer Novellistik ist die menippeische Satire auch die Quelle des Sittenromans des Petronius, der in meisterhafter Plastik, doch ohne nach vollendeter Form zu streben, das Leben der neronischen Zeit in einer dem Volkstümlichen sich nähernden Sprache schildert.

Wertvoll als Darstellung der ersten Zeiten des Kaiserreiches, freilich rhetorisierend und von servilem Geiste aus geschrieben, ist die Römische Geschichte des Velleius Paterculus. Die neun Bücher Briefe des jüngeren Plinius (aus Norditalien) schildern einfach und treu die letzten Jahrzehnte des I. Jahrh., die Stellung der kaiserlichen Beamten, den Eintritt des Christentums, die Kultur der Zeit. Tacitus 'schließt sich an die hellenistische Geschichtschreibung an mit ihrer farbenreichen, auf die Erregung der Affekte abzielenden Darstellung, ihrem offensichtlichen Wettstreit mit der Tragödie, ein *δρᾶμα μέγα* des Lebens, reich an Spannung, Peripetien und Szenen, die Furcht und Mitleid zu erregen geeignet waren'. Ernst und Resignation zeichnen seine Geschichtsauffassung aus, kurz und inhaltsvoll, feind allem Kleinlichen tritt seine Darstellung vor uns; beeinflußt ist sie durch die Rhetorik der Zeitgenossen und durch die Diktion des Sallust. — Quintilian aus Spanien gibt Unterweisung über rhetorische Bildung, auf Grund griechischer und lateinischer Quellen, mit sorgfältig abgewogenem Urteile in anziehender Sprache.

In der Folgezeit, vom II. bis zum IV. Jahrh., schwindet die Poesie, nur die Rechtswissenschaft findet in Form und Inhalt hervorragende Darstellung (Gaius' Institutionen). — Apuleius' Metamorphosen geben ein Beispiel der Fabula Milesia, der ionischen Novelle; seine Sprache ist archaisierend, nach der Mode der Zeit. — Die Panegyriker zeigen uns die gallische Art, dem Herrscher Weihrauch zu streuen, in klassischem, aber künstlichem, dem Cicero nachgebildeten Latein. — Ein letztes wirkliches Geschichtswerk hat der Soldat Ammianus Marcellinus (aus Antiochia) geschrieben. 'In der Meisterschaft psycho-'logischer Analyse dem Tacitus mindestens ebenbürtig, übertrifft er ihn un-'zweifelhaft in allem, was den Historiker ausmacht, nicht am wenigsten darin, 'daß er die Unparteilichkeit, nach der jener nur strebt, auch erreicht. Sein Latein 'ist ganz eigenartig; griechische Phraseologie und Syntax schimmern so stark 'durch, daß man vieles nur durch Rückübersetzung versteht' (Norden).

Die wichtigste Literatur, die auch nicht wenig zu seinem Siege beitrug, hat das Christentum aufzuweisen. Minucius Felix (vielleicht Afrikaner) zeigt in seinem anmutigen Dialog *Octavius* formal vielfache Beziehungen zu Ciceros Schriften, der Stoff ist beeinflußt von der griechischen Philosophie. Der leidenschaftliche Tertullian ist in Karthago geboren. In seinen Schriften zeigt sich der Rhetor, der sein juristisches Können in scharf zugespitzten Sätzen leuchten läßt. Cyprian (aus Karthago) 'ist mehr praktischer Kirchenmann als Theologe

'und Schriftsteller. Seine Schriften tragen den Charakter aktueller durch die Be-'dürfnisse der Kirche veranlaßter, seine praktische Wirksamkeit begleitender und 'stützender Publizistik. So ist aus den traurigen Erfahrungen mit den Schismatikern 'der wirkungsvolle Traktat *De catholicae ecclesiae unitate* hervorgegangen' (Wendland). Diese wie die bedeutendsten Schriften des universalen Augustin (*De civitate dei* und *Confessiones*) künden den Beginn einer neuen Zeit an. Von größtem Einfluß sind sie in Sprache und Gedanken auf das Mittelalter, namentlich für die Auffassung von Staat und Kirche und für die Wertschätzung und Beobachtung des Seelenlebens. Auf jene Schriften selbst haben die hervorragendsten Schriftsteller Roms eingewirkt. Vielleicht aus Trier stammt Ambrosius, der beredte und energische Vorkämpfer der kirchlichen Macht. Er ist auch der Schöpfer des Kirchenliedes, das mit seinem einfachen wirkungsvollen Rhythmus dem religiösen Bedürfnis der Gemeinden entgegenkam. Als Lyriker und Epiker hat der Spanier Prudentius Clemens sich betätigt. Für die verschiedenen Tageszeiten und Feste verfaßte er Hymnen; in den zwei Büchern *Contra Symmachum* kämpft er (wie Ambrosius in seinem 18. Brief) gegen die letzten Versuche, heidnische Denkart und heidnische Symbole lebenskräftig zu erhalten. Seine rhetorische Bildung befähigt ihn, den Gegenstand gewandt darzustellen. In der Mitte des V. Jahrh. entwirft der gallische Presbyter Salvian ein wirkungsvolles Bild von dem Niedergang des christlichen Lebens.

Von den Schriftstellern, die auf national-römischem Boden stehen, verdienen zwei unsere Beachtung: Symmachus, der römische Stadtpräfekt, der in seiner *Relatio* mit Begeisterung und Wärme zum Schutze der Ara Victoriae und des alten Glaubens auftrat, und der edle Römer Boethius, der in der *Consolatio philosophiae* ein letztes Mal die Herrlichkeit griechischer Gedankenwelt aufleuchten ließ; ein letztes Ringen um die alte Welt, die politisch dem Ende zueilte.

Unter den Kämpfen des VI. Jahrh. gingen die Verbindungen mit dem römischen wie mit dem griechischen Altertum großenteils verloren. In den Klöstern lagen die Reste der alten Kultur. Erst tausend Jahre später dienten sie dem Erwachen einer neuen Zeit, der *renatio* des Menschentums, und haben von da an nicht aufgehört, es an seine Gaben und Aufgaben zu erinnern.

* * *

Die Gedankengänge, die ich soeben skizziert habe, bedürfen im Ganzen und im Einzelnen des Ausbaus mit Hilfe des reichen Materials, das die Forschung zusammengetragen hat. Literaturangaben zu bieten, würde zu weit führen, und was ich gegeben hätte, würde gewiß keinem ganz zu Danke gemacht sein. Jeder Lehrer wird selbst den Willen und die Kraft haben, die Fülle der wissenschaftlichen Literatur, die uns das Wesen des Römertums hat tiefer erkennen lassen, in den Dienst der Schule zu stellen. Nur ein kurzes Wort über die Einzelziele und einige methodische Bemerkungen seien mir gestattet.

Auf dem Grunde des geschichtlichen Zusammenhanges und der Lektüre läßt sich eine Reihe von Aufgaben aufstellen, die das Altertum in wesentlichen Punkten genauer erfassen lehren und, sei es durch die Sonderbetrachtung allein,

sei es durch Vergleich mit der Gegenwart, zu historischer Anschauung und Beurteilung verhelfen. Im folgenden gebe ich eine Anzahl sachlich geordneter Beispiele, die sich natürlich leicht vermehren, auch gewiß durch bessere ersetzen lassen; mir kam es darauf an, zu zeigen, daß die römische Geschichte Anlaß gibt zu vielseitiger, fruchtbringender Durcharbeitung.

Entwicklung der Stadt Rom. Die politische Tätigkeit während der Republik und während der Kaiserzeit. Entwicklung und Bedeutung des Senates. Die städtische Verwaltung in Italien. Cäsar und Augustus in ihren Bestrebungen nach der Alleinherrschaft. Die innere und äußere Politik des Augustus. Der Prinzipat. Charakter des Tiberius. Zeremoniell am kaiserlichen Hofe. Idee des diokletianischen Staates. Das Recht und der Volkscharakter der Römer. Der Begriff der Obrigkeit. Das Sinken der antiken Welt. Vordringen der fremden Völker.

Der Jugendunterricht. Das Münzwesen. Der Kalender. Das Leben zur Kaiserzeit. Politische und sittliche Zustände in den Provinzen. Italische Landschaften. Der Rückgang der Landwirtschaft und die Umgestaltung des Landes. Das Interesse der Römer an der Natur.

Die Religion des alten Rom (Volksreligion und Staatsreligion). Schwinden der alten Vorstellungen. Roms Stellung zu den Kulten anderer Völker. Mithrasdienst. Isiskult. Die Reorganisation des Kultus durch Augustus. Der Kaiserkult. Die letzten Kämpfe des Heidentums (Altar der Victoria). Die philosophischen Schulen bei den Römern. Wie behandelt Cicero, wie Seneca seine Vorlagen?

Die Stellung der Römer zur griechischen Literatur. Satire, Witz und Humor. Welche Stellung nahm der Römer ein zu den einzelnen Formen der nachahmenden Kunst? Volksepos und Kunstepos. Sallust und Livius. Die Beredsamkeit im Dienste des Staates. Die Entwicklung der Rhetorik. Der Brief. Die lateinische Literatur in den Provinzen. Charakteristik der Literatur zu Beginn der Kaiserzeit, der Panegyriker. — Lautgesetze (Umlaut, Ablaut, Assimilation, Dissimilation). Vereinfachung der Kasus. Entwicklung des Ablativs. Beiordnung und Unterordnung. Beispiele zu der Entstehung der modernen Sprachen. Der Stil einzelner Schriftsteller (Apuleius, Ammian, Tertullian).

Rom und das Christentum: Gedanken der griechisch-römischen Geisteswelt, die dem Christentum den Weg bereiten halfen (Ciceros Schriften, die stoische Philosophie) und die in der christlichen Kirche weiterlebten. Aus dem Kampfe des Christentums mit der alten Kultur. Wie hat das Christentum die Sklavenfrage zu lösen gesucht (Paulus' Brief an Philemon)? Die Christenverfolgungen. Das Leben der Christen. Augustins Bedeutung für die Kirche. Charakteristik von Augustins *De civitate Dei* und *Confessiones*. Der Primat des Papstes. Die ersten Bibelübersetzungen. Die Hymnendichtung.

Augustus und Ludwig XIV. Das Kaisertum in Rom, in Byzanz, bei den Germanen. Trajan und Wilhelm I. (O. Jäger). Das Staatswesen der Griechen und Römer. Bauernstaat und Handelsvolk. Sklaventum bei den Griechen, Römern, Germanen. Ursachen des Sturzes der Weltreiche (Rom und Spanien). Der Kampf um das Mittelmeer (Karthago und Rom; Italien und Frankreich). Das Weiterleben des römischen Rechts in der modernen Gesetzgebung. Römisches und

deutsches Erbrecht. Vergleich zwischen der Geschäftsordnung des römischen Senates und der des deutschen Reichstages (Ewald Bruhn bei Cauer, Zur freieren Gestaltung des Unterrichts S. 47). Luxus und Luxusgesetze in Rom und in neuerer Zeit. Bauernreligion der Römer und der Israeliten. Augustin und Luther. Staat und Kirche. Romanische und deutsche Beredsamkeit (C. Gracchus und Cicero; Luther und Bismarck). Römische und deutsche Satiriker. Die Fabel im Altertum (Äsop und Phädrus) und in der Neuzeit. Ovid und Johann Christian Günther. Das Märchen 'Amor und Psyche' in seinem Fortleben. Die Anschauungen des Boethius und des Buches Hiob über das Unglück des Guten und das Glück des Bösen. Vorstufen der Theorie Darwins über die Entwicklung der Arten bei Lucrez und Empedokles (E. Bruhn). Mäcenatentum in Rom (Scipionen; Augustus, Mäcen) und in Deutschland (Thüringer, Meißner, Wiener Hof; Weimar).

* * *

Über die Frage: Wie soll nun das Lesebuch im Unterricht gebraucht werden? ist die Antwort im vorstehenden teilweise gegeben oder angedeutet. Ich habe im wesentlichen zusammenzufassen.

Nicht verdrängen will das Lesebuch die Schulschriftsteller. Ergänzend und belebend will es ihnen zur Seite stehen, auf den Stufen des mittleren und oberen Gymnasiums mit jenen Autoren eine umfassendere historische Auffassung des Altertums gewinnen helfen: Plinius soll neben Tacitus, Juvenal, Martial neben Horaz, Sueton neben Cäsar treten.

Die geschichtlichen Abschnitte werden zum großen Teile am besten in U III und O II ihren Platz finden; im übrigen werden Bedürfnis des Unterrichts und Neigung der Lehrer und Schüler entscheiden. Jedenfalls möchte ich nicht die mittleren Klassen von der Benutzung ausgeschlossen wissen. Gerade dann sind die Schüler aufnahmefähig. Nicht unbedeutend ist die Zahl der Schüler, die nach dem Besuche der U II die Schule verlassen. Auch ihnen sind wir einen möglichst weiten Umblick in der Literatur des Volkes schuldig, mit dessen Sprache sie sich eine beträchliche Zeit beschäftigt haben. Der größere Teil des Stoffes und die eigentliche Durcharbeitung fallen naturgemäß den oberen Klassen zu.

Auch mag für die Zeit das Buch nicht ohne Nutzen sein, da der Schüler einen Ausweis über seine Teilnahme am altsprachlichen Unterricht zu geben hat. Für die Abschluß- wie für die Reifeprüfung ist es nicht immer leicht, ein passendes, inhaltvolles Lesestück zu finden. Das Lesebuch wird vielleicht diese Mühe vermindern. Wird auch am letzten Tage etwas Gutes in einem abgerundeten Stücke lateinischer Literatur nahegebracht, der Schüler veranlaßt, seine Kraft im Denken und Empfinden zu zeigen, so könnte das dazu beitragen, den Abschied von der Schule freundlich, die Erinnerung an jene Lehrjahre angenehm zu gestalten.

Im Unterrichte selbst würde die Benutzung etwa folgendermaßen zu denken sein. Stücke, die unter einen Gesichtspunkt fallen (Kulturgeschichte, Religion, Sitte u. a.), werden nacheinander gelesen. Der Zusammenhang wird vorher an-

gegeben, ebenso Bemerkungen über den Schriftsteller und das Schriftwerk. Die erste Aufgabe ist, den Ton des Stückes in angemessenem Ausdruck wiederzugeben und den Schüler zu jener Feinfühligkeit in der Handhabung der Sprache zu erziehen, wie sie die großen Kenner des Altertums mit Meisterschaft in ihren deutschen Schriften zeigen. Die Arbeit darf nicht zur Quälerei werden; das Konstruieren der Satzteile, der Perioden, alles was den Unterricht eintönig zu machen droht, muß mehr und mehr eingeschränkt werden. Der Lehrer wird sorgfältig auch auf diesen Teil der Arbeit achten, aber nicht jedesmal verbessern, sondern Zeit lassen, daß die Kunst der Beobachtung und der Wiedergabe sich entwickele, wird auch selbst Proben einer guten Übersetzung geben.

Πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει. Bei der Erklärung haben wir vor allem auf die Gewinnung großer geschichtlicher, sachlicher Zusammenhänge Wert zu legen; wir müssen dem Vorwurf begegnen, daß die Schule Dinge einübt, deren Bildungswert an sich gering ist. Die gewonnenen wesentlichen Momente sind dann aus der Lektüre der Schulschriftsteller, aus der lebendigen Erinnerung der Schüler, der Belehrung des Unterrichtenden zu ergänzen, in freier Aussprache zu vertiefen, und wachsen dann aus zu der Betrachtung von Aufgaben, wie ich sie im vorhergehenden Abschnitt versuchsweise zusammengestellt habe.

Am besten wird ja der Stoff in freiem Vortrage behandelt. Stutzer hat (Monatschrift für höhere Schulen XI [1912]) neuerdings erst auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Schüler zur Freiheit des Wortes zu erziehen. Mancher wird auch gern selbständig ein Thema wählen. Streng muß, wie bei der Übersetzung auf den sprachlichen Ausdruck, so hier auf den logischen Zusammenhang gedrungen werden. Auch hier muß ab und zu der Lehrer selbst zeigen, wie ein Thema wissenschaftlich zu behandeln ist.

Nicht alles Gelesene darf und kann gleichmäßig in der angedeuteten Weise behandelt werden. Den jugendlichen Leser würde der Gedanke abstoßen, daß an jedes Stück sich eine wohldisponierte Verarbeitung anschließen werde. Manches eignet sich zum raschen, unterhaltenden Durchlesen, das darum doch nicht nur flüchtigem Genuß zu dienen braucht. Nur daß in dem Schüler die Freude geweckt wird zu empfinden, daß er geistig fortschreitet. Ich bin überzeugt, daß dieses Gefühl sich stärker und öfter einstellt, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, den in den vorangehenden Ausführungen empfohlenen Weg zu betreten.

'Im alten liebgewordenen Gebäude, dem humanistischen Gymnasium, müssen wir die Fenster aufmachen, weit aufmachen, um die frische Luft der Gegenwart hereinzulassen' (v. Schlieben bei Pflüger, Ztschr. f. d. Gymnasialw. 1912, S. 425). Das Bild könnte auf den ersten Blick manchem gefallen, der überzeugt ist, daß das humanistische Gymnasium nur geduldet werden kann, wenn es sich die Vermehrung oder Verstärkung der neben den alten Sprachen behandelten Fächer gefallen läßt. Ich meine, wir leisten unsrer Schule einen größeren Dienst, wenn wir dem Geist des Altertums freiere Bahn eröffnen, wenn wir das Streben eines kraftvollen Volkes, einer nach neuen Werten ringenden Zeit, nach den ursprünglichen Zeichnungen in der Jugend zur Geistes- und Charakterbildung wirken lassen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Paul Schwartz, Die Gelehrtenschulen Preussens unter dem Oberschulkollegium (1786—1806) und das Abiturientenexamen (= MGP. Bd. 46, 48, 50). I. XIV und 516 S. 13,60 Mk. — II. VII und 549 S. 14 Mk. — III. XII und 648 S. 16,80 Mk. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg. 1910/12.

Eine der am meisten diskutierten Fragen in der Pädagogik unseres deutschen höheren Schulwesens ist heutzutage, ob an den neunklassigen Anstalten die Reifeprüfung (das Maturitäts- oder Abiturientenexamen) nicht etwa bloß umzubilden, sondern ob es beizubehalten oder nicht vielmehr abzuschaffen sei. Es ist nun ganz unzweifelhaft, daß unsere Zeit in ihren pädagogischen Tendenzen sich in mehr als einer Beziehung in Erziehungs- und Unterrichtsfragen dem Philanthropismus des sinkenden XVIII. Jahrh. nähert und innerlich verwandt ist; darum ist es leicht begreiflich, daß die Stimmen derer von Tag zu Tag sich mehren, die der verhaßten und vielfach unsympathischen Einrichtung mit mehr oder weniger triftigen Gründen zu Leibe gehen und sie möglichst schnell und gründlich beseitigt wissen wollen.

Ohne auf die Sache selbst einzugehen, sei nur immer wieder darauf hingewiesen, daß man in Fragen nach der Zweckmäßigkeit einer Einrichtung mit allgemeinen Erörterungen und philosophierenden Räsonnements gar nichts fördert und, wenn wirklich Wirkungen der letzteren eintreten sollten, diese fast nur der Kraft der Rhetorik, aber nicht der Stärke der Beweise zu danken sind. Die einzige wirklich befriedigende, aber freilich mühsame und nicht leicht zu handhabende Methode, um zu einer einigermaßen begründeten Meinung über eine Einrichtung, wie die Reifeprüfung, zu kommen, ist die historische, die das mit Sachkenntnis gesammelte Material betrachtet, sichtet, und, die Richtlinien verlängernd, daraus das richtige Raisonnement über das Heute gewinnt.

So muß man also auch die Frage, ob und wie die Reifeprüfung zu handhaben sei, zu studieren anfangen, und bei dem Studium dieses Stoffes ist natürlich die erste Frage: Was waren die Verhältnisse, die die preußische Regierung unter den Ministern von Zedlitz und von Massow bewogen haben, für das gesamte preußische Staatsgebiet diese grundlegende Einrichtung zu treffen? Dann kann man erst an die zweite gehn, ob die Verhältnisse heute noch so liegen, um unter zeitgemäßen Veränderungen doch das Wesentliche der Reifeprüfung beizubehalten oder nicht.

Zu der Beantwortung der ersten Frage, die natürlich zunächst die Schulhistoriker angeht (die zweite möge gern den pädagogischen Theoretikern überlassen bleiben, wofern sie nur auch mit der ersten sich ernstlich befaßt und aus ihrem Studium etwas Ordentliches gelernt haben), trägt nun das Allerwesentlichste bei und schafft dafür eigentlich erst die rechte Grundlage das große dreibändige Werk des Prof. Dr. Paul Schwartz, das jetzt vollendet vorliegt.

Der Verfasser hatte sich schon vorher mehrfach durch schulhistorische Arbeiten auf diesem Spezialgebiete und über verwandte Themen bekannt gemacht: so war es denn gerechtfertigt, daß ihm die Verwaltung der MGP. die Aufgabe übertrug, über die Einführung und die Urgeschichte der preußischen Abiturientenprüfung historisches Licht zu verbreiten; und er ist der an ihn gestellten nicht geringen Anforderung nach mehrjährigem Aktenstudium mehr als gerecht geworden.

Das nunmehr vollendet vorliegende, aus drei starken Bänden bestehende Werk ist nicht als Darstellung, sondern als Quellenpublikation gedacht und führt uns

teils in historischer, teils in systematischer Form in die Einzelheiten des Stoffes ein. Zunächst werden wir über die Zustände an den Gelehrtenschulen bis 1787 orientiert. Dann folgt die Geschichte der vom Minister von Zedlitz eingeführten Reifeprüfung, bis zu der Einführung des Reglements von 1805; der Verfasser zeigt dann in sehr ausführlicher Einzelbetrachtung, wie das höhere Schulwesen in allen damaligen preußischen Provinzen aussah (die ehemals polnischen Landesteile, die besonders interessant und darum sehr sorgfältig dargestellt sind, mit eingeschlossen), bezw. in den Berichten der die einzelnen Schulen besuchenden Kommissare, vor allem Gedikes und Meierottos, sich darstellte. Schließlich folgt noch ein sehr wichtiger Abschnitt, nämlich die vom Oberschulkollegium ausgegangenen Urkunden und schriftlichen Äußerungen zu den Reifeprüfungen und den darüber ergangenen Berichten, und anhangsweise eine Darlegung über den Versuch, die sogenannte Reifeprüfung, statt an das Ende der Schulstudien, an den Anfang der Universitätstudien zu setzen und somit deren Ablegung an die Universitäten zu verweisen.

Als Material dienten dem Verfasser die Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, die über diesen Gegenstand in seltener Vollständigkeit vorhanden sind. So war es denn dem Verfasser vergönnt, aus ihren Blättern ein unendlich mannigfaches und farbenreiches Bild, nicht nur des Abiturientenexamens in allen seinen Einzelheiten, sondern des gesamten preußischen Gelehrtenschullebens um die Wende des XVIII./XIX. Jahrh. zu entwerfen. Denn das möge gleich hier gesagt sein, daß das große Werk unendlich viel mehr enthält, als sein Titel verspricht, und daß der Historiker dieser Periode preußischen Schullebens wohl kaum je eine Frage an Schwartz' Buch tun wird, die unbeantwortet bliebe. Wir erhalten nicht nur ein Bild, wie man die Reifeprüfung handhabte, was Forderung und Leistung war, und wie ihre Einzelheiten sich ausnahmen, sondern tun auch Blicke in alle möglichen Zweige des Schullebens. Fast das gesamte damalige preußische Lehrerpersonal zieht an uns vorüber: Deutsche und Polen, Protestanten und Katholiken, Kleriker und Berufsschulmänner. Wir lernen ihre Vorbildung, ihre mehr oder minder große Tüchtigkeit, ihre Leistungen, aber auch ihre dienstlichen und materiellen Verhältnisse kennen. Die Schulhäuser von damals stehen vor unseren Blicken auf, die Wohnungen der Lehrer und Schüler werden uns geschildert. Wir beobachten beide in ihrem Alltagstreiben und lernen die Unterrichtsverteilung kennen; wir bekommen eine Übersicht über die gebrauchten Schulbücher und sonstigen (leider überaus dürftigen) Unterrichtsmittel; schließlich können wir uns aus den mitgeteilten Proben aus den Abiturientenarbeiten ein ziemlich gutes Bild machen, welche Leistungen man damals erwarten durfte, und welche Ansprüche man an einen 'reifen' Abiturienten stellte (denn auch den 'unreifen' wurde ja der Besuch der Universitäten nicht verwehrt, wenigstens zunächst nicht). Da ist wohl kein Zweig des vielgestaltigen Schullebens, der nicht Berücksichtigung gefunden hätte, von den unterrichtlichen Fragen an im eigentlichsten Sinne bis zur Behandlung von Baulichkeiten und untergeordneten finanziellen Dingen.

Wenn man nun dem Werke eine allzu große Ausführlichkeit vorhalten könnte, und dies ist auch schon geschehen, so ist dies meines Erachtens eher ein Vorzug, da es nur so möglich wird, daß unsere Blicke bis in die Details des Getriebes eindringen. Der sehr wichtige Zeitraum der preußischen Schulgeschichte von 1788 bis 1806, d. h. die Überwindung der Aufklärung und des Philanthropismus durch die herbe Pflichtenlehre Kants, ist damit quellenmäßig in reichstem Maße zugänglich gemacht worden, und wir haben, allerdings in hohem Grade durch die Beschaffenheit des Aktenmaterials begünstigt, damit ein Muster erhalten, wie ein Quellenwerk in unserer Spezialwissenschaft beschaffen sein muß, um dem Forscher Förderung angedeihen zu lassen und ihm das Studium der eigentlichen Quellen möglichst zu ersparen, so daß er nicht in den Einzelheiten stecken bleibt, sondern zu Totalanschauungen vorzudringen vermag.

Wenngleich nun die Berichte über die einzelnen Schulen und über die Ergebnisse der Reifeprüfungen von 1788 bis 1805 die Hauptmasse des Buches darstellen, so ist

damit der Inhalt des Ganzen bei weitem nicht erschöpft. Wohl das Interessanteste und Wichtigste ist im dritten Bande der Abschnitt XIX: Urkunden zu den Abiturientenprüfungen. Denn sie enthalten die auf Grund der Einzelbeobachtungen von den Oberbehörden, besonders von dem Oberschulkollegium gegebenen allgemeinen Anweisungen, meist Ausflüsse großer pädagogischer Weisheit. Das Oberschulkollegium, dessen 'Conduite' wir aus Bd. I genau kennen, sowohl unter Zedlitz wie unter Wöllner oder Massow, erscheint dabei, besonders in seinen technischen Räten, im besten Lichte. Neben sorgfältiger, fast oft peinlicher Zurückhaltung zeichnet es sich doch auch durch eine straffe Entschiedenheit, ja bisweilen sogar durch die erfreulichste Deutlichkeit aus. Wenn man bisher schon Gedike und Meierotto als die Regeneratoren des preußischen Gelehrtenschulwesens im allgemeinen kannte und schätzte, so treten ihre großen und edlen Bilder nunmehr aus diesen alten, vergilbten Aktenstücken auch in ihren einzelnen Zügen auf das deutlichste hervor und wir lernen ihr vorbildliches Wesen um so mehr bewundern. Mit einer Pflichttreue, die der eignen Gesundheit niemals schonte (beide starben ja während ihrer Reformertätigkeit wohl infolge von Überanstrengung), sind sie an das ihnen klar vorschwebende Werk gegangen, aus dem vielfach gegliederten Schulwesen des damaligen Staatenaggregats Preußen eine Einheitlichkeit zu schaffen und eine Übereinstimmung in Lehre und Anforderung zu erzielen, wie sie seitdem jahrzehntelang als eins der Ideale der Schulverwaltung in Preußen gegolten hat. Wenn Paulsen einmal für Preußens Schulwesen als Charakteristikum angegeben hat, daß Anordnung und Beaufsichtigung das ganze dortige Schulleben beherrschten (und daraus einen Gegensatz zum Schulleben anderer deutscher Staaten konstruierte), so wird, wenn auch nicht der Beginn, so doch die Durchführung dieses Gedankens hauptsächlich auf die Bestrebungen dieser beiden Männer zurückzuführen sein. Die Gefahr des Schematisierens lag dabei sehr nahe; daß der Unterricht aber dadurch nicht mechanisiert wurde, sondern ein lebendiges Organon blieb, dafür sorgte als Gegengewicht gegen den Pflichtbegriff die Genialität dieser beiden Männer, ihre eingehende Sachkenntnis und ihr das Ganze des Unterrichts, wohl in allen seinen Fächern, durchdringendes Verständnis. Mit der Arbeit von Gedike und Meierotto, die die Ideen der Minister v. Zedlitz und v. Massow in die Praxis umsetzten, beginnt die eigentliche Gymnasialmethodik der neuen Zeit; auf ihren Schultern stand Johannes Schulze und der Stab seiner Schulräte: von ihnen hat auch das übrige pädagogische Deutschland gelernt, öfters ohne es auch nur zu ahnen.

In dieser Tendenz gipfelt auch das ganze Schwartzsche Werk, nicht etwa, wie man da und dort gemeint hat, in dem Wunsche, etwa selbst für eine schulische Parteipolitik Waffen zu schmieden oder Material zu liefern. Daß man zu diesem Irrtum gelangen konnte (Schwartz wehrt ihn selbst einmal ab), liegt an der Disposition des ganzen Werkes. Um des örtlichen Prinzips willen sind zeitlich und sachlich zusammengehörende Dinge oft voneinander getrennt, und es ist schwer, eine Totalanschauung des Gewordenen zu erlangen. So kann man z. B. von dem hartnäckigen Widerstande des Direktoriums des halleschen Waisenhauses gegen die Anordnungen des Oberschulkollegiums (III 36 f.) und von der Schärfe, die in dessen Erwiderungen liegt (III 479. 482), nur durch Kombination eine klare Einsicht gewinnen. Um so viel leichter ist darum auch ein Mißverständnis über die einem so großen Werke zugrunde liegenden und unausgesprochen gebliebenen Tendenzen.

Darum wäre es sehr erwünscht, wenn der Verfasser aus der Fülle dieses Materials heraus selbst eine Gesamtdarstellung der bearbeiteten Schulepoche geben wollte. Damit würde denen am meisten gedient sein, die sich schnelle und zuverlässige Kunde über eine wichtige Schulepoche bei dem Sachverständigen holen wollen. Das werden ja wohl die allermeisten Interessenten aus den Reihen derer sein, die an der historischen Entwicklung unseres Schulwesens inneren Anteil nehmen.

Für diejenigen freilich, die die Schulgeschichte zum Hauptstudium ihrer Mußezeit gemacht haben, ist der Entschluß des

Verfassers und der Verwaltung der MGP., uns das Rohmaterial in seinen wesentlichsten Teilen gedruckt vorzulegen, ein ganz besonderer Genuß. Vermag sich doch der Forscher nunmehr selbständig aus dem Rohstoffe ein auf Quellen gegründetes Urteil zu bilden, und auch der Schultheoretiker kommt nicht zu kurz. Denn die an Geschichte und Leben der Schule interessierten Kreise können, um zu einem im Eingange vorgetragenen Gedanken zurückzukehren, nicht bloß, historisch rückwärts gewendet, die Reifeprüfung des XVIII./XIX. Jahrh. sich wieder vergegenwärtigen, sondern auch, vorwärts gerichtet, über sie in ihrer gegenwärtigen Form und ihre Berechtigung zum Dasein ein gutes, auf historische Sachkenntnis gegründetes Urteil gewinnen. Dies ist aber zehnmal mehr wert als alle in Urteilsform vorgetragenen, aus tausend psychischen Fäden zusammengewobenen Tagesempfindungen, die keinen weiteren Hintergrund haben als den bekannten 'reichen Schatz der Erfahrungen'.

Vor allen Dingen ist dabei wichtig der Vergleich von Einst und Jetzt, und über ihn läßt sich etwa folgendes aus dem ungeheuren hier aufgespeicherten Material herauslesen: Die Anforderungen an die Prüflinge waren damals zwar andere als jetzt, aber durchaus nicht gering. Vor allem stellte man hohe Forderungen nicht bloß an die Sicherheit, sondern auch an die stilistische Ausdrucksfähigkeit, besonders im lateinischen und französischen Aufsatz. Die heute erst langsam wiederkehrende lateinisch-deutsche Übersersetzung wird ganz regelmäßig gefordert; man bevorzugte hierbei Horaz. Genau so stand es mit der griechisch-deutschen Übersetzung, die weitere Ausdehnung hatte und Poesie und Prosa berücksichtigt. Ein deutsch-griechisches Abiturientenscriptum tritt, soweit ich sehe, in dem genannten Zeitraum in der ganzen preußischen Monarchie nicht auf. Auch die mathematischen Aufgaben sind, wie ich mir habe sagen lassen, durchaus nicht allzu einfach gewesen und haben von mittelbefähigten Schülern eine tüchtige Anstrengung verlangt. Doch stand der mathematische Unterricht damals noch im Anfange seines Aufschwungs, und man scheint in diesem Fache der Eigenart der einzelnen Provinzen manche Konzession gemacht zu haben; findet man doch nicht gerade selten, daß im Mündlichen der Beweis des pythagoreischen Lehrsatzes genügte. Geschichte, Geographie und Physik kamen fast nur im mündlichen Examen vor, und wir können uns kaum davon ein Bild machen; bei der nicht gerade häufigen schriftlichen Behandlung dieser Fächer wurde nicht selten die Verwendung des lateinischen Ausdrucks verlangt. Einen ganz merkwürdigen Unterschied gegen damals finden wir in der Behandlung des Religionsunterrichts: fast nirgends finden wir eine Andeutung von einer Prüfung (schriftlich oder mündlich) über Religionskenntnisse, wenigstens nicht in der uns geläufigen Form (über Kirchengeschichte und Dogmatik). Es ist aber wohl möglich, daß der Prüfende die offenbar als Übersetzungsaufgaben vorgelegten Stellen aus dem Alten und Neuen Testament in diesem Sinne als Grundlage benutzt hat. Hierin liegt also ein Totalwandel: heutzutage hält man auch in diesem Fache des Unterrichts positive Kenntnisse, die sich durch Prüfung kontrollieren lassen, für nötig und selbstverständlich, was sie vor 100 Jahren ebenso selbstverständlich nicht waren, — für jeden Schulgeschichtsforscher übrigens eine sehr bekannte Erscheinung der 'Selbstverständlichkeit'. Auch tritt hin und wieder formale Philosophie als Prüfungsfach auf, was heute leider ganz verschwunden ist. — Das Bild ist also wesentlich anders als heute, aber dem Genius seiner Zeit entsprechend und nicht unerfreulich. Jedenfalls, die damals an den Gymnasien wirkenden Humanisten hatten das befriedigende Gefühl, daß es mit ihrer Sache durch die Reifeprüfung aufwärts ging. Und sie hatten damit recht: denn aus dem von Schwartz zur Darstellung gekommenen Zeitraum und Zustand bildete sich das neuhumanistische Gymnasium, das bis 1870 hin das Glück hatte, seine Leistungen immer mehr zu heben, das im Latein den festen Mittelpunkt bewahrt hatte und im stärkeren Betrieb des Griechischen für den Humanismus eine zweite starke Stütze gewann. Leider ist es nicht mehr so.

Schwartz hat auch damit einen glücklichen Griff getan, daß er in seinem Werke den Anfang dieser Aufwärtsbewegung zur

Darstellung gebracht hat, so daß den fachlich interessierten Leser das angenehme Gefühl umfängt, daß es mit der dargestellten Sache eigentlich immer besser wird und daß es sich lohnt, immer weiter zu lesen, nicht bloß weil die Darstellung interessiert, sondern weil man innerlich mit Partei nimmt. Wir haben darum in mehr als einer Hinsicht Ursache, dem Verfasser für die reiche Belehrung zu danken. Möchten uns doch noch mehr so schöne und reife Früchte wirklicher, auf quellenmäßiger Erfassung gegründeter Schulgeschichtswissenschaft beschert werden!

Ernst Schwabe.

Heinrich Spiess, Menschenart und Heldentum in Homers Ilias. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1913. VI, 314 S.

'Unsere Literatur besitzt in den Aufzeichnungen des armen Mannes im Tockenburg das Tagebuch eines armen schweizerischen Webers und Handelsmannes aus dem vorigen Jahrhundert, dem Shakespeares Werke in die Hände kamen. Er las und genoß und kritisierte sie von seinem Standpunkte aus. Ich wünschte, daß, was die Gesinnung anlangt aus der heraus ich schreibe, meine Betrachtung Homers auf gleiche Stufe etwa gestellt würde.'

Mit diesen Gedanken leitete im Jahre 1890 Hermann Grimm sein Buch über Homer ein. Indem er sich zu der Auffassungsweise und der Art des Genießens bekannte, die dem Ungelehrten natürlich ist, lehnte er ein Eingehen auf die Fragen der wissenschaftlichen Kritik ab, und hat dann freilich nicht Wort gehalten. Auf Schritt und Tritt fühlte er sich zu Urteilen über Alter und Herkunft einzelner Teile gedrängt, die sich von den in der Wissenschaft aufgestellten und bestrittenen nur durch die rein subjektive Art der Begründung unterschieden. Das Buch von Spieß läßt sich kurz damit charakterisieren, daß er sich eine verwandte Aufgabe mit ähnlichen Grenzen gesetzt hat wie Hermann Grimm, in der Ausführung aber dem eigenen Vorsatz besser treu geblieben ist. Dadurch hebt er sich auch von Rothe vorteilhaft ab. Das Störende bei diesem war ja nicht, daß er sich von der Kritik loszumachen wünschte, sondern daß er ihr, ohne es recht zu wollen, doch verhaftet blieb: nicht, daß er schließlich außerhalb der wissenschaftlichen Forschung seinen Platz nahm, sondern, daß er von hier aus nun doch wieder den Anspruch erhob, an ihr mitzuarbeiten, ja ihr die Wege zu weisen. Spieß ist bescheidener im Urteil, folgerichtiger im Denken, und deshalb glücklicher in positiver Wirkung. Wenn die Veröffentlichung seiner Gedanken, wie er im Vorworte sagt, durch Rothes Buch 'Die Ilias als Dichtung' angeregt worden ist, so haben wir damit etwas, was wir jenem ins Credit schreiben können. Wer sich von der Kritik, weil sie doch bisher zu keinen sicheren Ergebnissen geführt habe, abwendet, und darauf verzichtet ihre Probleme zu fördern, kann trotzdem 'auf Grund eingehender Be-'schäftigung mit dem Gegenstande nicht 'nur die Einzelerklärung fördern, sondern 'auch, für solche Leser die sich ungestört 'an dem Kunstwerk erfreuen wollen, eine 'gerundete und wohltuende Gesamtan-'schauung bieten', so schrieb ich in einer Untersuchung der Frage: 'Soll die Homerkritik abdanken?', wozu Rothes Auftreten den Anlaß gegeben hatte (in der ersten Abteilung dieser Jahrbücher, 1912 XXIX 103). Eben dies, was der Vorgänger durch Auseinandersetzungen mit der verpönten Kritik, die ihm immer wieder dazwischenkommen, sich selbst verbaute, hat Spieß in der Tat erreicht.

Über die Entstehung der Ilias mag man denken, wie man will: zu irgendeiner Zeit und in irgendeinem Kopfe, ob das nun der eines Dichters oder eines Redaktors war, ist sie doch als Ganzes, so wie sie jetzt vor uns steht, gedacht worden, und hat in dieser Gestalt, mit ihren 24 Gesängen und 15694 Versen, Jahrhunderte hindurch auf Menschen gewirkt. Wer will es einem Lehrer der Jugend verwehren, wenn er sie schlecht und recht so nimmt, wie sie ist, und sich bemüht, sie durch sinnige Deutung für seine Schüler wirksam zu machen? Auch der Bibel gegenüber

verlangen wir ja nicht, daß der Lehrer historische und literarische Kritik übe; nur daß dem, der sich dazu gedrängt fühlt, seine Weise, das Buch lebendig werden zu lassen, ebensowenig gehemmt werde wie dem Frommgläubigen die seine. Spieß denkt nicht daran, die wissenschaftliche Betrachtung Homers an sich abzulehnen; nur für seine Person und für seinen Unterricht will er nichts damit zu tun haben. 'Nicht auf den weiten Feldern der Wissen-'schaft ist diese Arbeit entstanden, sie ist 'eine Frucht aus dem engumfriedigten 'Garten des Unterrichts': so sagt er, und nennt dann die Männer, aus deren Schriften er Anregungen geschöpft habe: Herder, A. W. Schlegel, Jacobs, Helbig, Teuffel, Lehrs, Hehn, L. Schmidt, Rohde, Schneidewin, Jäger; doch seien im Laufe der Jahre mehr und mehr eigne Gedanken und Beobachtungen hinzugetreten.

Der erste Teil, etwa ein Drittel des Ganzen, gibt eine 'allgemeine Charakteristik der homerischen Menschenwelt', in ihrer Lebensfreude und ihrem Tätigkeitsdrang, ihrem Selbstgefühl, ihrem Verhalten gegen Freund und Feind, ihrem Familiensinn, ihrer Götterverehrung und Sittlichkeit. Dann folgen in drei Gruppen von Einzelschilderungen die Helden der Griechen, der Troer und die Frauen. Eingeschoben ist ein Exkurs über 'nationale Verschiedenheiten zwischen Achaiern und Troern'. In diesem Vergleich, der an die bekannte Bemerkung Lessings anknüpft, kann sich auch ein kritisch gestimmter Leser an der wohlbegründeten und lebendig ausgeführten Gesamtauffassung erfreuen. Nicht ganz so gut gelingt dies im ersten Hauptteil. Und das ist kein Wunder: im einen Falle handelt es sich auch für den Verfasser um ein Unterscheiden, im andern um harmonistischen Ausgleich, wobei Unstimmigkeiten, die nun doch vorhanden sind, entweder unbetont bleiben oder aus einer besonderen Absicht des Dichters erklärt werden; das kann nicht geschehen, ohne daß manchmal etwas von Gewaltsamkeit empfunden wird. Dem Verfasser ist das wohl nicht zum Bewußtsein gekommen. Er vermag auch die religiösen und sittlichen Anschauungen der homerischen Menschen in ein wohlabgetöntes Gesamtbild zu fassen. Was ihm dazu hilft, überall die geistige Einheit herzustellen, ist ein leiser Zug zu moralisierender Betrachtung, die auch den Charakteristiken der einzelnen Personen einen gemeinsamen Untergrund gibt, nur hier und da etwas stärker hervortretend. Daß sie bei Helena mitspricht, wird man natürlich finden; dieses Kapitel ist aber zugleich, mit seiner ritterlichen Würdigung der schönen Frau, ein Beispiel dafür, wie bei dem Verfasser auch dieses Element auf ein wohltuendes Maß gestimmt ist.

Vor kurzem (1906) hat uns van Leeuwen ein *Encomium Helenae* geschrieben: entschlossen tritt er für ihre Unschuld ein und erklärt solche Stellen der Dichtung, die uns zu einer andern Ansicht drängen wollen, für interpoliert. Mülder, in seinen 'Quellen der Ilias' (1910), nimmt die Widersprüche zum Ausgangspunkt, um in den allmählichen Wandel der poetischen Auffassung einen Einblick zu gewinnen und die Gestalt der Zeustochter, wie sie in der abgeschlossenen Ilias erscheint, als eine in der Phantasie der Dichter Generationen hindurch so gewordene zu begreifen. Spieß hält sich ebenfalls an das fertige Bild, aber nicht, um es mit literargeschichtlicher Wißbegier nach seiner Herkunft zu befragen, sondern um es menschlich sprechen zu lassen; und da erscheinen denn die Widersprüche, fast von selbst, wie die natürlichen Unklarheiten in der Seele eines Menschen, einer Frau, einer schuldigen Frau.

Das Beispiel ist typisch für die Betrachtungsweise, die in dem vorliegenden Buche durchweg sich betätigt. Wieviel Gewinn daraus gezogen werden kann, nicht nur unmittelbar für die Interpretation, sondern auch für Stoffsammlung und Anregung der Gedanken zu deutschen Aufsätzen, liegt auf der Hand. Kein Zweifel auch: solche Behandlung des poetischen Kunstwerkes bringt im Unterrichte mehr Segen, als die aufdringliche Mitteilung einiger 'gesicherter Resultate' der Wissenschaft. Zu Lessing und Herder zurückzukehren braucht sich niemand zu schämen. — Und doch mahnt uns etwas, daß wir dabei nicht bleiben; wir möchten doch Homer so begreifen und so deuten, daß er, der unerschöpfliche, ewig neue, ewig sich

wandelnde, als ein lebendiges Stück unsrer eignen, vorwärts drängenden Gedankenwelt mitlebt. So dürfen wir wohl sagen: die Art der Betrachtung, zu der der Verfasser von 'Menschenart und Heldentum in Homers Ilias' einladet, ist nicht die reifste und höchste; innerhalb dieser Art aber ist sein Buch etwas Reifes, Gerundetes, ein *τετυγμένον*. PAUL CAUER.

ADOLF MATTHIAS, ERLEBTES UND ZUKUNFTSFRAGEN AUS SCHULVERWALTUNG, UNTERRICHT UND ERZIEHUNG. Berlin 1913. VII, 319 S. Geb. 6 Mk.

Matthias dokumentiert geradezu in seinem 'Erlebten' und seinen 'Zukunftsfragen' den ganzen Reichtum seines beweglichen, schier unverwüstlichen Geistes. Er führt uns in ein wahres Magazin schultechnischen Könnens und pädagogischer Weisheit, zeigt uns den aufgespeicherten Ertrag seiner gesegneten Lebensarbeit und verrät uns die Hoffnungen seines Mühens und Strebens.

Nach trefflichem Überblick über die Werdezeit unserer drei Schularten verweilt Matthias mit sichtlicher Vorliebe bei den eigengearteten Schulen nach dem Frankfurter System, die, wie man zu sagen pflegt, den goldenen Mittelweg zu gehen suchen. An diesem Wege steht auch das folgende Kapitel 'Schulfriede' mit seinem Fragezeichen, speziell die fast programmatische Erklärung S. 72f. Dann läßt der Verfasser die berufenen Pfleger und Hüter unserer Jugend Revue passieren und verteilt ohne Rücksichtnahme aufs Amt Lob und Tadel, auch sonder Furcht vor eigener Fehlbarkeit. Wohltuend ist es, dabei so viel Gutes über das Amt des Direktors und in einem späteren Abschnitt so viel Verständiges über die Religion der Konfessionen zu hören. Als wohlwollender Freund des Gymnasiums offenbart sich Matthias schon durch häufige Zitate in den alten Sprachen, die er neben Deutsch und Geschichte als Hauptfakultas hat, und widmet in der Reihenfolge aller Unterrichtsfächer dem griechischen und römischen Altertum ein besonders sympathisch geschriebenes Kapitel, anhebend mit einer Polemik gegen den verwegenen Parlamentarier, der seine gymnasiale Rechtgläubigkeit angezweifelt hat. Zwischendurch liefert er einen köstlichen Beitrag zur Worterklärung der Verba *referre* und *decernere*, wobei er an Bekanntes und Erlebtes anknüpfend vom Dezernenten des Schulkollegiums und vom Referenten im Ministerium ausgeht. Auch die Kapitel über die starren Lehrpläne einerseits und über die Bewegungsfreiheit im Unterricht andrerseits seien eigens erwähnt. Indem der Verfasser die Unterrichtsfächer nacheinander bis zu dem völlig neugeborenen Zeichnen und Turnen feinsinnig bespricht, erbringt er nebenbei den Nachweis, daß sich in den Schulen doch neues Leben entfaltet hat. Mancherlei Anekdoten und Erinnerungen, z. B. an Althoff, Miquel, Münch und Achenbach, an Hase und seinen vino Vaticano aus dem Keller von Pio nono, an Frick und den Kardinal Fischer, ja ein Wort zugunsten des Modernisteneides geben dem Buche eine Behaglichkeit und Objektivität, die wir selten finden, die uns aber not tut. — Im letzten Abschnitt greift Matthias einen schon S. 2 ausgesprochenen Gedanken wieder auf: 'Man könne auf höheren Schulen fast ganz der Strafe entraten.' Bei diesen Fragen der Charakterbildung und weiterhin der staatsbürgerlichen Erziehung beruft sich unser Autor wiederholt auf Foerster, dem er sich in vielen pädagogischen Fragen ungemein nahe fühle; in letzterer Frage rechnet er auch auf die Hilfe der Presse (S. 312—316).

So liegt das Buch des hochverdienten Pädagogen vor uns wie ein reizvolles, ansprechendes Mosaik ganz eigener Art: Persönliches und Sachliches, Grundsätzliches und Problematisches hat er kunstvoll ineinander gefügt.

KARL KROTT.